

MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Lass dir raten, nimm den Spaten! - Handlungsmacht und
Auswirkungen des öko-sozialen Infrastrukturprojekts der
Ackerhelden “Dezentrale Gärten” in der Seestadt, Wien

verfasst von | submitted by
Marius Erwin Deierl B.A.

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien | Vienna, 2024

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree
programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 066 810

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Kultur- und Sozialanthropologie

Betreut von | Supervisor:

Univ.-Prof. Dr. Peter Schweitzer

Literaturverzeichnis

1. 1. Danksagung	1
2. 2. Einleitung	2
3. 3. Methodologie	6
4. 4. Theorie	18
1. Raum	18
2. Zeit	25
5. Raum	32
1. Die Seestadt	32
2. Die Standorte	37
6. Zeit	49
1. Bottom-up Projekte in der Seestadt	49
2. Das Projekt	53
3. Die Teilnehmenden	62
4. Umweltbildung	75
1. Der sprechende Garten	75
2. Der Erlebnispfad	78
7. Fazit	84
8. Abstrakt	93
9. Literaturverzeichnis	96
10. Interviewübersicht	102

1. Danksagung

Zuallererst möchte ich Jan, Iris und Rita danken, dass sie während der Forschung immer an meiner Seite standen und mir fachlichen Rat bieten konnten. Dann möchte ich allen Interviewten für ihre Zeit danken, dass sie sich mit mir zusammengesetzt haben und mir ihre Gefühle mitgeteilt haben. Ein ganz großes Danke an alle meine Freunde, die mir mit Rat und auch viel Ablenkung durch die insgesamt zwei Jahre der Arbeit beigestanden sind. Danke an meinen Freund, der mir auf der Schlussgeraden noch angefeuert hat. Zu guter Letzt geht das größte Danke an meine Familie, die mir mein Studium mit allen Mitteln ermöglicht hat und mir damit mehr Chancen, als sie selbst je hatten.

2. Einleitung

Beautiful, benevolent, and soul restoring, nature waits for us to bring her home.- Wilson 2011: xv

„Wäre das was für dich?“, fragte mich eine Freundin und zeigte mir die WhatsApp-Nachricht, die sie gerade erhalten hat. Eine Bekannte sucht nach Studierenden einer Sozialwissenschaft, die sich gerne ein Urban Gardening-Projekt in der Seestadt, Wien, das durch ihre Firma getragen wird, anschauen wollen. Da ich mich seit mehreren Semestern im Studium mit urbanen Räumen beschäftige und selbst auch großes Interesse an Grün und Gärtnern hege, habe ich sofort zugesagt. Gleich am nächsten Tag habe ich Rita, die die Nachricht verschickt hat, angerufen. Sie erklärte mir, dass dieses Projekt Menschen niederschwellig den Zugang zu Urban Gardening liefern soll, indem kostenlos Hochbeete an verschiedene Gruppen verteilt und an mehreren Standorten in der Seestadt aufgestellt werden sollen. Zu den Einzelheiten und Eigenschaften des Projekts gehe ich später nochmal genauer ein, doch erstmal stellt sich die Frage: Wieso Urban Gardening?

Die gesamte Menschheit lebt in einer immer urbanisierteren Welt, in der weit mehr als die Hälfte der gesamten Menschheit in städtischen Ballungsräumen lebt, im Gegensatz zu 30% im Jahre 1950 (vgl. Castells 2002, Davis 2006, Burdett & Sudjic 2006, 2010). Ein Trend, der nicht nur immer weiter zunimmt, sondern auch in Österreich deutlich zu spüren ist (URL 1) und sich vor allem auf Wien konzentriert, das circa ein Viertel der gesamten Bevölkerung der Alpenrepublik ausmacht (URL 2). Eine höhere Bevölkerung verbraucht auch mehr Platz, was in Österreich mit einer überdurchschnittlich hohen Bodenversiegelung einhergeht (URL 3). Wien schneidet hierbei am besten ab, jedoch ist dies kein Wunder bei der im Vergleich deutlich geringeren Größe des kleinsten Bundeslandes Österreichs. Bodenversiegelungen ohne grüne oder blaue Infrastrukturen, in Form von Parks, Grünflächen, natürlichen oder künstlichen Gewässern, führen wiederum zu Hitzeinseln. Das bedeutet, dass Asphalt, ein sehr häufig genutzter Rohstoff im Stadtbau, sich derart aufheizt, dass bis zu 20°C höhere Temperaturen am Boden oder an Fassaden als in der Luft gemessen werden können. Hinsichtlich der damit verbundenen Gesundheitsrisiken und einer fortschreitenden Klimakrise ist dies kein positiv zu betrachtender Trend. Dies ist nur eins von vielen Beispielen, wie das Fortschreiten der Klimakrise und der Urbanisierung zusammenhängen. Auch der Umgang mit diesen Phänomenen ist unterschiedlich und eine Form davon das Thema der vorliegenden Arbeit. Denn wenn auch immer wieder hitzige Debatten über den menschengemachten Klimawandel auf allen Ebenen der Gesellschaft geführt werden, so versuchen einige derer, die an die Existenz der Klimakrise glauben, diese auch mit den ihnen zur Hand liegenden Möglichkeiten zumindest im Kleinen abzuschwächen.

Das angesprochene Projekt mit dem Namen „Dezentrale Gärten“ der Ackerhelden Österreich wurde mit dem Grundgedanken angeführt, auf der einen Seite Stadtbegrünung und auf der anderen Umweltbildung zu vereinen. In dieser Arbeit möchte ich versuchen anhand dieses Projekts darzustellen, wie Pilotprojekte der Stadtbegrünung über die Planung, Umsetzung und Partizipation der Teilnehmenden hin zu einer Form der Umweltbildung ihren Beitrag leisten können, Menschen wieder mehr an die Natur zu führen. Durch ihren lokalisierten, bottom-up Charakter können Urban Gardening-Projekte ihren mehr als legitimen Platz im Puzzle der ökologischen Wende einnehmen.

Der Ablauf der Arbeit ist wie folgt: Nach der Einleitung gehe ich direkt zur Methodologie über, in der ich meine Arbeitsweise beschreibe und meine eigene Position als Forscher reflektiere. Ansätze, was eine ethnologische Feldforschung für mich bedeutet und welche Hürden ich dabei erfahren habe, werden hier an- und ausgeführt. Da Reflexion immer wieder in einer solchen Forschung angebracht werden sollte, werden in diesem Kapitel eher allgemeine Problematiken aufgeführt. Wenn jedoch speziellere Situationen nochmals eine Reflexion meinerseits bedürfen, dann wird diese auch an der entsprechenden Stelle nochmal aufgegriffen. Nachdem ich beschrieben habe, wie ich meine Forschung gestaltet habe, gehe ich zum theoretischen Rahmen der Arbeit über. Dieser soll die Arbeit wissenschaftlich einbetten. Ich werde mir in diesem Kapitel die Freiheit lassen, einen theoretischen Sandkasten aufzubauen, in dem ich große und komplexe Themen sehr frei und trotzdem logisch mit den praktischen Aspekten des Projektes zusammenführe. Ich versuche vom Großen ins Kleine zu gehen, um zu beschreiben, mit welcher theoretischen Linse ich meine Beobachtungen analysiert und niedergeschrieben habe. Da die Theorie sich auf ein gewisses Verständnis von Raum und Zeit stützt, sind diese beiden Aspekte auch der Hauptteil der Arbeit. Während bei Raum beschrieben werden soll, wo das Projekt und meine Beobachtung stattgefunden haben und wieso der Ort so speziell dafür war, soll der Aspekt der Zeit den Verlauf beschreiben: Was habe ich wann beobachtet, wie ist das Projekt verlaufen und welche Ansätze für zukünftige Veränderungen fanden bereits zum Zeitpunkt meiner Beobachtung statt. Diese werden im Fazit nochmal als Ausblick auf die Zukunft aufgefasst, nachdem ich die Arbeit und meine schlussendliche Meinung nochmals zusammengefasst habe. Obwohl ich jedes Kapitel der Einfachheit des Lesens am jeweiligen Ende nochmal zusammenfassen werde, sollen die Erkenntnisse der einzelnen Kapitel im Fazit nochmal zusammengebracht werden, wie verschiedene

Strähnen beim Flechten eines Zopfes. Da die Aspekte der Inklusion und Umweltbildung eine sehr bedeutende Rolle im Projekt spielen, werde ich diese Idee am Schluss des Fazits etwas weiter ausführen und deren Position zueinander genauer anschauen. Damit soll das Fazit eben nochmals alles zusammenfassen, verbinden und einen Ausblick auf weitere interessante Forschungsfragen werfen.

Ich werde über die gesamte Arbeit hinweg versuchen, möglichst einfache Sprache zu benutzen, da es mir als Arbeiterkind wichtig ist, dass sich solche Erkenntnisse nicht hinter den Mauern des universitären Elfenbeinturms verstecken. Um jedoch trotzdem wissenschaftlich zu bleiben, werde ich Fachbegriffe verwenden, die dann jedoch wieder in einfacher Sprache erklärt werden, auch um mein Verständnis von diesen Begriffen aufzuzeigen. Genauso werde ich so weit wie möglich auf englische Wörter verzichten, zum Beispiel *Handlungsmacht* anstatt *agency*, sofern dies möglich ist. Ein Beispiel, bei dem es nicht möglich wäre, wäre der Begriff *Gender*, der im Englischen eine viel weitreichendere Bedeutung sowie Konnotation und Unterscheidung zu *Sex* hat, als die deutschen *soziales* vs. *biologisches Geschlecht*. Um auch diesem Aspekt in der Sprache gerecht zu werden, versuche ich möglichst Gender sensibel zu schreiben. In der Einzahl werde ich das Gender-Sternchen * benutzen, in der Mehrzahl werde ich immer wieder zwischen Gender-Sternchen und dem substantivierten Partizip wechseln, so zum Beispiel *die Teilnehmer*innen* oder *die Teilnehmenden*. Letzteres drückt vor allem stärker eine Handlung im Verlauf aus, also dass die Menschen aktiv am Projekt teilnehmen und nicht nur passiv mit dabei sind. Das ist mir insofern wichtig, als dass es sprachlich auch die Ebene der Handlungsmacht ausdrückt.

3. Methodologie

That is to say, observation is a way of participating attentively, and it is for this reason a way of learning. - Ingold 2017: 23

Im folgenden Kapitel möchte ich zum einen auf die Methodik und im gleichen Atemzug auf die Reflexion als Forscher eingehen. Mit Methodik meine ich die Methoden, beziehungsweise Werkzeuge, die ich in meiner Forschung angewandt habe, um empirisches Material zu erhalten und zu produzieren. Da diese auch vom Feld abhängig sind, werde ich zu Anfang meinen Zugang zum Feld, also wie ich zur Forschung gekommen bin, beschreiben. Da die Wahl für und das Bewegen durch das Feld meistens eine Entscheidung der forschenden Person ist, läute ich damit auch meine Reflexion ein, über meine Positionalität im Feld und in der Forschung. Da diese auch sehr situationsabhängig ist, wird sie sich nicht nur auf dieses Kapitel beschränken, soll hier aber ein grundlegendes Gefühl vermitteln, wie ich herangegangen bin.

Ins Feld bin ich, wie in der Einleitung erwähnt, über Bekannte gekommen. Die direkten Ansprechpersonen des Projekts „Dezentrale Gärten“, vor allem Jan, kannte ich bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht und anfangs hatte ich auch nur telefonisch oder über Whatsapp mit Rita, seiner Freundin und Geschäftspartnerin, Kontakt. Da aktiv nach einer Begleitung durch eine Masterarbeit, bzw. eine*n Master-Student*in gefragt worden ist, fiel mir die Entscheidung durch die thematische Ähnlichkeit zu meinem bisherigen Interessengebiet der Urbananthropologie nicht schwer. Meine Beobachtung beging damit im Juni 2022. Da das Projekt zum Zeitpunkt der Niederschrift und Abgabe immer noch läuft, musste ich das Ende meiner Beobachtung selbst entscheiden. Aufgrund einer langwierigen Erkrankung und dem Start eines neuen Vollzeitjobs fiel dies auf den Herbst 2023. Es floss dadurch auch immer wieder neue Empirie ein, die meine Erkenntnisse beeinflusste. Daher kann ich auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, da das Projekt auch über meine Beobachtung hinaus weiterläuft und sich Aussagen somit nur auf den Zeitraum beziehen können, den ich das Projekt auch beobachtet habe. Viele Aspekte können sich in der Zukunft, auch dadurch, dass es die Pilotphase ist, noch verändern und wären sicher interessant sich in der Zukunft anzuschauen. Insgesamt ging meine Beobachtungszeitraum von April 2022 bis September 2023. Der Schreibprozess fing im Herbst 2022 an und endete Herbst 2024. Daher können sich Abweichungen zwischen der Entwicklung des Projekts ab dem Herbst 2023 bis zur Abgabe der Arbeit im Herbst 2024 ergeben.

Zu Anfang der Forschung kam die fachliche Kritik, wieso ich denn meine Forschung so nahe an meinem Wohnort machen würde, wenn die Geschichte der Anthropologie eher Aufenthalte fernab vorsieht, was viele Forschende auch bis heute so machen. Hier möchte ich nicht mit einer Kritik daran ansetzen, man solle nicht in fernegelegene Gebiete für eine Feldforschung fahren, sondern eher eine fachliche Auseinandersetzung damit anfangen, was einige als *anthropology at home* (vgl. Greenhouse 1985, Jackson 1987, Peirano 1998) bezeichnen, und darüber auch die Relevanz meiner Arbeit begründen. Zu allererst kann eine Forschung in einem bekannteren Umfeld einen sanfteren Start in die Arbeit der Feldforschung bieten (Peirano 1998: 106). Dies war für mich mitunter auch ein Argument, da ich meine Bachelorarbeit und die meiste Zeit meines Master-Studiums während der COVID-19-Pandemie absolviert habe und somit längere, physische Aufenthalte schlichtweg nicht möglich waren. Nicht zu unterschätzen sind auch andere Formen der Belastung eines längeren Feldaufenthalts für Studierende: die Kosten für Unterkunft, Essen, An- und

Abreise, der Verdienstausschlag, Verpflichtung für andere Lehrveranstaltungen, um nur ein paar zu nennen. Abgesehen davon ist eine Unterscheidung zwischen einer "Anthropologie daheim" und in einem fremden Land an sich schon fraglich, da es eine koloniale Dichotomie zwischen dem eigenen Land und den anderen herstellt (Lien et al. 2009: 208, Chevalier 2015). So üben schon Gupta und Fergusson (1997: 13) Kritik daran, wenn ein Feld als umso reiner angesehen wird, desto weiter weg es vom Wohnsitz des/der Forschenden entfernt ist. Wenn anhand von Kilometern jetzt aber die Andersheit einer Gesellschaft gemessen wird, lassen wir damit die Exotisierung nicht-europäischer Gesellschaften, und damit koloniale Gedankenmuster, unverändert wieder aufleben (vgl. Said 2003). Auch haben Forschende in einer globalisierten Welt mehrere Identitäten, wodurch, provokativ ausgedrückt, das Forschen um die Ecke auch schon fremd sein kann (Peirano 1998: 123).

Das strenge Regelwerk eines längeren Aufenthalts an einem fremden Ort, mit dem Rhythmus eines Jahres als Initiationsritual (Thelen 2003: 29), ist nicht nur veraltet, sondern auch sehr einengend (Amit 2000: 2). Für mich hat der Zyklus eines Jahres jedoch Sinn gemacht, da es zu Anfang einige Probleme bei dem Projekt gab, die einen Start rechtzeitig zur Aussaat verhinderten. Genau so macht es dann auch Sinn sich ein Urban Gardening-Projekt über die Zeit hinweg anzuschauen, in der am meisten Interaktion mit den Beeten herrscht, das heißt von März bis September. Somit entschied ich mich bis September 2023 das Projekt zu beobachten und auch nebenher meine Arbeit zu schreiben, so auch einen Austausch zwischen beiden Quellen zuzulassen. Zuzüglich ist hier die Frage die zu stellen, wie fremd ich, als Kind einer rumänischen Migrantin, geboren und aufgewachsen in München, in Wien gelte und wie weit diese Exklusion darüber hinaus gesponnen werden möchte. Denn auch, wenn ich nicht als fremd gesehen werde, so bin ich es spätestens in der Seestadt als Neubaugebiet, in das viele Menschen frisch hinziehen; das heißt in einem Gebiet, in dem sie selbst zu einem gewissen Grad fremd sind. Den einzigen Vorteil, da ich auch nicht in der Seestadt leb(t)e, waren meine muttersprachlichen Deutschkenntnisse, da Deutsch die Lingua Franca des Projekts ist. Die Fremdheit, oder vielmehr anfängliche Abgrenzung, zum Raum führt dann zu einer Diskussion um die Aneignung im Raum, worauf ich in einem späteren Kapitel noch intensiver eingehen werde. Durch die Wohndauer von maximal zehn Jahren ist also der Prozess der Gesellschaftsbildung innerhalb der Seestadt frisch und daher treffend für die Anthropologie, da ich mir den Alltag dieses sich neu formenden Grätzls aus dem Blickwinkel der Hochbeete

anschau (Amit 2000: 4) und damit die Grenze zwischen Mikro, also dem Raum des Projekts in der Seestadt, und Makro, also dem urbanen Leben, zumindest auflockern kann (ibid. 11f.).

Jedoch besteht schnell die Gefahr einer Absolutisierung in einer ethnographischen Mikrostudie (Thelen 2003: 29), dem ich zu entgehen versuche, indem ich immer wieder Rückschlüsse auf das eigentliche Projekt und meine Beobachtungen ziehe. Es sind also Erkenntnisse aus dem Projekt und primär für das Projekt. Ich möchte meine Erkenntnisse nicht als neue Leitlinien zum Stadtbau ansetzen, sondern vielmehr als Inspiration und Anstoß, was sich in Zukunft auch verändern darf. Auch stammt der Imperativ der Feldforschung im Anderen aus einer positivistischen Sicht auf die Welt, wodurch die Objektivität der Forschenden gewährt sein soll. Die Welt ist somit immer rational zu erfahren und zu erfassen (Fine 1993: 286), wodurch, gepaart mit der vermeintlichen Neutralität der Forschenden, Professionalität hergestellt werden soll (Amit 2000: 3). Trotz dieser anhaltenden Diskussionen rund um die Objektivität der Forschenden, hält der Glaube der Objektivität und der einer Distanz zu den sozialen und emotionalen Geflechten des Feldes an. Genau daher sollten Forschende immer zwischen einer emischen und etischen Sichtweise wechseln (Brocco & Rutert 2019: 23), um diese positivistische Distanz zwischen sich und den Teilnehmenden zu überwinden (Douglass & Carless 2012). Es stellt sich mir hier auch die Frage, wie menschlich das Verhalten der Forschenden gesehen wird, wenn sie nur am Rande stehen und stillschweigend beobachten sollen. Wie Kunnath (2013: 740) sagt „Anthropology has a long tradition of engagement, and every form of engagement poses dilemmas“, ist es immer ein Drahtseilakt zu entscheiden, wie viel Distanz in einer ethnographischen Feldforschung richtig ist. Auch im Feld bekam ich die Rückmeldung, dass meine Mithilfe im Projekt an wenigen Stellen eher willkommen geheißen, als abgelehnt wurde. So kann das Hervorheben der eigenen und der anderen Rolle sinnvoll sein, um nicht das Bild zu stark zu verzerren (Goffmann 1961), jedoch kann eine permanente Abgrenzung zu den Teilnehmenden die Forschenden so sehr abschotten, dass der Zugang nur noch schwer oder gar nicht mehr möglich ist (Owton & Allen-Collinson 2014: 297). Die Frage nach wie viel Distanz ist gut, muss auch immer wieder reflektiert und kann daher nicht pauschal beantwortet werden; sie wächst und verändert sich auch im Laufe der Forschung (Smith et al. 2009: 342). Seit dem *reflexive turn* wurde Positionalität, also die Rolle und den (sozialen) Standpunkt der Forschenden in qualitativen Sozialforschungen, als Thema immer zentraler, mit oft

sehr unterschiedlichen, wenn nicht sogar persönlichen Entscheidungen, wie damit umgegangen werden soll. Die permanente Reflexion darüber, kann sehr gut Licht auf den Ablauf der Forschung und den darauffolgenden Schreibprozess werfen (Brocco & Rutert 2009: 25). Denn wenn man davon ausgeht, dass der/die Forscher*in die Linse ist, die eine Gruppe beobachtet und dann auch das Medium, durch das die Erkenntnisse weitergegeben werden, muss er/sie auch als Teilnehmer*in gesehen werden. Nicht vergessen werden sollte, dass die Rolle des Mediums auch eine Machtposition ist, da wir entscheiden, was schlussendlich geschrieben und veröffentlicht wird (Fine 1993: 274). Ich mache aus genau diesem Grund sehr klar, welche Aussagen von den Teilnehmenden oder Interview-Partner*innen oder wissenschaftlichen Quellen stammen und welche von mir; denn, wenn ich anerkenne, dass ich die Linse bin, durch die das Projekt beobachtet wird und es keine Neutralität gibt, so gebe ich eben dies ab: eine Meinung.

Bei der Entscheidung zu einer teilnehmenden Beobachtung, die ich als

[p]articipant observation centers a *long-term* intimate engagement with a *group of people* that were once *strangers to us* in order to know and experience the world through their perspectives and actions in as *holistic* a way as possible (Shah 2017: 52)

verstehe, war mir also bewusst, dass ich, durch die sehr persönliche Note der Feldforschung (Thelen 2003: 28), immer wieder über meine eigene Rolle und meine Position im Feld nachdenken muss. Der Vollständigkeit halber sollte hier auch erwähnt werden, dass der oben angesprochene holistische Standpunkt auch dazu führt, dass unsere Arbeiten oft inter- oder transdisziplinär anmuten, da, wenn wir diesem Ansatz folgen, wir auch Aspekte des Lebens der Teilnehmenden anschauen müssen, die nicht zwingend als rein anthropologisch angesehen werden (Shah 2017: 52). Konkret bedeutet das für mich, dass ich Erkenntnisse, die aus anderen Disziplinen kommen, auch heranzog, um eine feinere theoretische Analyse meines empirischen Materials zu gewinnen, ohne die Disziplin der Anthropologie zu verlassen und Aussagen über Sachverhalte zu fällen, für die ich nicht ausgebildet worden bin (vgl. Lien et al. 2009: 214).

Dass ich einen Kontakt hatte, gab mir nicht nur an sich das Thema meiner Masterarbeit, sondern erleichterte den Einstieg ins Feld (Thelen 2003: 31). Trotzdem sind aus dieser Zusammenarbeit sicher Freundschaften zwischen mir und den dem Kernteam der Ackerhelden, also neben Jan und Rita auch Iris, entstanden, weswegen ich in den nächsten Absätzen auch dies aufarbeiten möchte. Anfangs bestand der

intensive Kontakt, auch außerhalb des Projekts zum einen daher, dass ich den Zugang zum Feld auf- und ausbauen wollte (Burgess 1991) und nicht zuletzt wegen einer grundlegenden Sympathie. Auch meine aktive Mithilfe beim Projekt, zum Beispiel beim Befüllen der Hochbeete, erlaubte mir eine tiefere Beziehung vor allem zu den Ackerhelden und dem Feld zu gewinnen (vgl. Thelen 2003: 30). Reziprozität und andere Eigenschaften, die Freundschaft ausmachen, sind nicht nur aus pragmatischer Sicht von Nutzen, sondern wichtig, um Beziehungen in der qualitativen Forschung aufzubauen und aufrecht zu erhalten (Douglas & Carless 2012). Bei Freundschaften, also gemeinsam in der Welt zu stehen und diese weiteren Personen auch aktiv kennenzulernen (Tillman-Healy 2003), mit Teilnehmenden, in diesem Fall das Team der Ackerhelden, ist die Gefahr eines Zusammenschlusses (*merger*) immer größer, als bei einer eher distanzierten Methodik (Frank 2005). Ich stimme hierbei Owton und Allen-Collinson (2014: 285) zu, es als *friendship as methodology* zu bezeichnen, um das aktive Handeln und die stetige Veränderung zu betonen. Auch wenn Methodologie im Kontext mit Freundschaft kalt klingt, sollten wir uns bewusst machen, dass wir auf eine gewisse Art und Weise die Leute immer für unsere Forschung (aus)nutzen (Amit 2000: 3), was nicht zuletzt auch an der neoliberalen Struktur der modernen Uni liegt, in der durch Gelddruck mehr Fokus auf Quantität als Qualität gelegt wird. Nichtsdestotrotz, Freundschaft als Methodologie bedeutet nicht, dass man über die intensiveren Kontakte einfach einen besseren Einblick bekommt, sondern dass das Einweben der Freundschaft in die Forschenden-Teilnehmenden-Beziehung sich ergänzen und unterstützen (Ellis 2007), um so feineres empirisches Material akquirieren zu können (Owton & Allen-Collinson 2014: 302). Diese sind wichtig, um in Debatten außerhalb der Forschung oder sogar der Disziplin der eigenen Aussage mehr Ausdruck zu verleihen (Shah 2017: 54), was wiederum auch auf das positivistische Eigenverständnis der industrialisierten und kapitalistischen Wissenschaft geht, dass Daten rationale Beweise sind und somit die einzige Möglichkeit die Welt zu erklären. Die Freundschaft hingegen ist ein Annähern, aufbauend auf Respekt, Würde und Empathie, wodurch die Geschichten der Teilnehmenden geehrt und sensibel behandelt werden (Owton & Allen-Collinson 2014: 287). Auch sehe ich die Freundschaften als *laminations*, also zusätzliche Kanäle, über die Informationen, Eindrücke, Ideen und vieles mehr geteilt werden (Goffman 1974).

Das größte Problem in meiner Forschung war, dass ich primär über Jan immer wieder ins Feld kam, da der Kontakt zu den Teilnehmenden des Projekts nur aus

ausgemachten Terminen bestand, zum Beispiel beim Aufbau der Beete oder bei einer sogenannten Garten-Sprechstunde, in der sie verschiedene Fragen stellen konnten. Auch wenn ich meine Rolle als eigenständiger Forscher immer wieder dadurch betont habe, indem ich meine Absichten deutlich gemacht habe, was einem *explicit cover* entspricht (Fine 1993: 276), um mich auch von den Ackerhelden als Firma abzugrenzen, wurde ich als Teil von ihnen gesehen und verstanden. Das kann bedeuten, dass, obwohl meine Rolle klar war, was auch bestätigt wurde, als ich zum Beispiel immer wieder nach dem Fortschritt meiner Masterarbeit gefragt wurde, ich durch den Deckmantel der Ackerhelden einen *shallow cover* hatte (ibid.), also keine volle Einordnung als Forscher. Jede Forschung ist aber bis zu einem gewissen Grad geheim, da die Teilnehmenden nie über das komplette Ausmaß der Forschung wissen können (Roth 1962: 283), sei es, mit wem wir noch wie und worüber reden oder einfach das Vorwissen, mit dem wir jede Situation betrachten.

Ich habe mich dafür entschieden, meine Absichten klar zu machen, da es mir als ehrlichste Herangehensweise erschien; auch da ein Versuch das Machtgefälle abzubauen zu einer Dialog orientierten Forschung führen kann (Tillmann-Healy 2003, Smith et al. 2009, Simon 2013). Dies geschah aber auch immer in dem Wissen, dass diese Ehrlichkeit auch die Antworten der Teilnehmenden beeinflussen wird (Fine 1993: 274) und auch dass sich so zu öffnen, manche Gespräche verändern kann (Owton & Allen-Collinson 2014: 291). Durch meine Position nahe an den Ackerhelden konnte ich auf eine andere Art tiefer in das Feld eintauchen, indem ich unabhängig von den Teilnehmenden den Fortschritt der Hochbeete mitbekam, auch was Aspekte wie den Erlebnispfad angeht. Ich denke, dass sich vielleicht durch meine Nähe zu den Ackerhelden manche Teilnehmenden nicht zu Gesprächen mit mir entschieden haben. Doch abgesehen von dieser Vermutung brachte mir mein cover auch nie einen Nachteil. Zusätzlich fand eine weitere Immersion dadurch statt, dass ich die Hochbeete mehr in den Fokus gerückt habe, was auch später in der Arbeit wieder aufgegriffen wird.

Dies alles ist hilfreich, um Wissen zu erlernen und zu generieren, das so sonst nicht entstanden wäre, wodurch theoretische und politische Standpunkte in Frage gestellt werden können (Shah 2017: 47). Wissen mitzubekommen ist auch ein Grund, wieso ich mich für eine teilnehmende Beobachtung entschieden habe. 2017 führten Tim Ingold und Daniel Miller im *Journal of Ethnographic Theory* eine Debatte, wie weit Anthropologie als Disziplin und Ethnographie als Methode zusammengehören und -

passen. Auch wenn sich beide voneinander abgrenzen wollten, finde ich die Argumente beider gar nicht so entfernt voneinander, sondern eher Ansätze zu einer Synergie, die auch ich dann versucht habe, in meiner Forschung umzusetzen. Ingold (2017: 22f.) führt an, dass Anthropologie ein großzügiges, weil sie aufmerksam die Lebenswelt der Menschen beobachtet und darauf antwortet, offen gehaltenes, weil nicht nach absoluten Lösungen gesucht wird (s. auch Fortun 2012: 451), komparatives, weil jeder Weg, den das Leben einschlägt, auch ein ganz anderer hätte sein können, und kritisches, da wir nie zufrieden sein dürfen, wie die Dinge gerade sind, Eintauchen, um mit den Menschen über ihre Realität zu lernen. Die Menschen, in deren Leben wir partizipativ beobachtend eintreten, erlauben uns zu lernen, wie das Leben funktionieren kann und darüber können wir uns dann, gepaart mit unserem Wissen und unserer Meinung, äußern. Jedoch klagt er auch an, dass Ethnographie und Empirie als Schild genommen werden, das uns vor jeglicher Kritik beschützen soll, wenn wir diese Erfahrungen zu abheftbaren Fälle reduzieren (ibid. 22, 24). Meiner Auffassung nach stimmt Miller (2017) ihm zu, wenn er meint, dass alleine die Entscheidung eine gewisse Gruppe von Menschen zu beobachten auch gerechtfertigt werden muss, da sonst die Anthropologie, ähnlich dem Neoliberalismus, die Welt zu einer ausbeutbaren Ware fetischisiert. Er spricht sich dafür aus, dass die Forschenden durch ihre Auseinandersetzung mit dem Feld Demut lernen, eben von dieser Exotisierung der Welt als Goldgrube für Theorien abzusehen und die erlernten Erkenntnisse dafür aktivistisch und lehrend anwenden. Ich finde, dass beide Ansichten sehr gut vereinbar sind, da Ethnographie und Anthropologie nicht ein und dasselbe sind und auch nie sein werden; beide können trotzdem voneinander profitieren und als „bessere Philosophie“ (Ingold 2017: 24, Fortun 2012: 458) kann die Anthropologie das durch die Ethnographie als Werkzeug im Feld Erlernte in größere Kontexte setzen, um diese Zusammenhänge dann wieder als Information und Bildung an Menschen weiterzugeben. Indem wir, mit unserem Wissen, unserer Ausbildung und Meinung, neue Ansätze für die Welt schaffen, tragen wir auch einen Teil dazu bei. Also, Anthropologie ist nicht gleichzusetzen mit Ethnographie, sondern beide sollten sich der Synergie hingeben, die schon seit jeher bestand. Ich würde sogar noch eine Ebene hinzufügen, dass Ethnographie als Technologie etwas zu ermöglichen, gesehen werden kann: Entweder um mit Hilfe ausgedehnter Theorie kulturelle Kritik zu üben oder den status quo zu hinterfragen und, beziehungsweise oder, eine neue (An)Ordnung von Wissen und damit Macht zu gewähren. Ethnographie muss nicht immer teleologisch, also mit einem bestimmten (aktivistischen) Ziel, gedacht werden,

sondern kann auch als kreative Maßnahme zum darüberhinaus Denken benutzt werden (Fortun 2012: 450).

Doch so einfach das klingen mag, ist es in der Realität leider nicht. Denn die aktive Teilnahme schränkt ein, wie viele Notizen wir nebenher machen können, wodurch eine detailgetreue Wiedergabe unmöglich ist. Es ist immer eine Wiedergabe davon, was wir meinen, andere haben gesagt und dazu wird es danach auch noch in die Form einer wissenschaftlichen Arbeit gezwungen, in der, was wir schreiben auch davon bestimmt wird, welches Bild wir von den Teilnehmenden haben (Atkinson 1992: 26). Da wir uns vor allem auf Hören und Sehen, die auch sehr selektiv passieren, verlassen, vergessen wir das Feld auch über andere Sinne wahrzunehmen (Fine 1993: 277f). Abgesehen davon, was überhaupt als Sinn gewertet wird, kann das Feld auch nicht immer in seiner Totalität wahrgenommen werden, da ein Sinn immer stärker oder schwächer ausgeprägt ist oder beansprucht wird, da es sonst auch zu einer Reizüberflutung kommen kann, die dann das genaue Gegenteil erzeugt. Unsere Erfahrungen sind auch manchmal einfach nicht ausreichend, um alle Informationen aufzunehmen und nach ihrer Wichtigkeit zu filtern (ibid. 279). Auch wenn Neulinge der Ethnographie dazu tendieren, althergebrachte Regeln anzuwenden, die ihnen so beigebracht wurden (ibid. 270), bin ich mir bewusst, dass das Feld auch durch meine Anwesenheit als Forscher (neu) konstruiert wird (Amit 2000: 6) und somit seine Impulse mir gegenüber. Daher entschied ich mich eher auf Reize einzugehen und danach zu agieren, je nachdem welche Themen von den Teilnehmenden auch angesprochen wurden; frei nach den Prinzipien der *feedback loop* und der Hermeneutik (Fine 1993: 274, Shah 2017: 54). Durch den engen Kontakt mit den Ackerhelden rückte deswegen auch das Thema der Hürden für bottom-up Projekte und der Umweltbildung zusätzlich in den Fokus, da ich diese beiden Aspekte immer stärker mitbekam. Im Gegensatz dazu war mein Zugang zu den Teilnehmenden des Projekts nicht so ausgebaut und zwang mich meine Herangehensweise zu überdenken.

Annahmen über sich selbst und die anderen zwingen uns Entscheidungen zu treffen, entweder entgegen unserer eigenen Meinung oder der der Teilnehmenden; man kann nicht alles preisgeben und daher entstehen natürlich moralische Dilemmas (Fine 1993: 268). Eines meiner Dilemmas war, dass ich sehr naiv meinte alle meine wichtigen Informationen nur durch aktive Teilnahme am Feld zu bekommen. Da ich aber sehr viele Teilnehmende nicht antreffen konnte, da sie zum Beispiel immer zu anderen

Zeiten mit den Hochbeeten agierten als ich, habe ich mich entschieden den viel rigideren Raum des Interviews zu schaffen. Auch wenn hierbei das Thema schon vorgegeben wird und Teilnehmende durch meine Rolle ihre Antworten bestimmt anpassten, so wollte ich das Interview als Kontext mit Interaktion aufbauen (Hoffman 2007), sodass es keine Einbahnstraße wird, sondern ein Austausch an Wissen, in dem ich alle Aspekte des Lebens der Teilnehmenden beobachten und ihre Interaktionen kennenlernen kann (Shah 2017: 47). Ein Dialog erfordert ein Zusammenarbeiten mehrerer Person und auch deren gegenseitige Anerkennung (Owton & Allen-Collinson 2014: 286), und dadurch vielleicht auch eine Art von Respekt. Nochmal, ich bin mir bewusst, dass ein Interview eine künstlich erzeugte Situation ist, in der der/die Forscher*in in der Machtposition steht. Vor allem mit Jan und Iris konnte ich aber so einen Raum erzeugen, in dem wir genug Zeit hatten uns über das Projekt auszutauschen. Nicht nur Themen, die im Feld direkt aufkamen, sondern auch Rückblicke oder Erkenntnisse. Ich wollte aus ihnen keine Antworten pressen, sondern eher Platz und Zeit bieten, Dinge loszuwerden und anzubringen, die sonst nicht aufgekommen wären.

Für die Teilnehmenden habe ich für den Abschluss der Arbeit Gruppengespräche angedacht, in der ich mich mit den jeweiligen Gruppen, die für ihre Hochbeete zuständig sind, zusammensetze und zusammen erzählen sie mir über ihre Erfahrungen. Dies schien mir ein geeigneterer Rahmen, als Leute individuell zur Seite zu ziehen oder die Empirie rein auf die Beobachtung zu stützen. Da bei manchen Gruppen die Interaktion mit den Ackerhelden auch minimal war, stellte ich einen Fragebogen für die zur Verfügung (vgl. Thelen 2003: 39), die nicht an einem solchen Gespräch teilnehmen wollen. Hierbei setze ich auf den Kontakt mit Jan, dass er die Einladung zu den Gesprächen, beziehungsweise den Fragebogen, aussendete, da so meine Reichweite deutlich erhöht wird. Insgesamt hat sich aber nur eine Gruppe zu einem Interview bereit erklärt und eine Person den Fragebogen ausgefüllt. Auch wenn das wenig ist, haben sie mir damit sehr weiter geholfen, da auch hier Aspekte angesprochen worden sind, die sonst nicht aufkamen. Die Entscheidung, dass manche Personen zu keinem der beiden Varianten bereit waren, muss ich respektieren und ich kann auch aus dem Nichtgesagten meine Erkenntnisse gewinnen.

Um die Arbeit noch abzurunden, habe ich verschiedene Expertinnen zu verschiedenen Themen befragt (vgl. Thelen 2015: 255), unter anderem Chiara Certomà von der

Universität Turin, die sich, wie bereits erwähnt, seit Jahren mit Urban Gardening als politische Aktivität beschäftigt oder Katarina Rimanóczy als Initiatorin des Vereins SeestadtGrün als Expertin für die Probleme und Möglichkeiten von bottom-up Projekten. Diese Expertinnen-Interviews sollten mir einfach andere Einblicke durch Menschen geben, die sich mit der Thematik der Stadtbegrünung länger und/oder intensiver beschäftigt haben. Teils habe ich die Interviews frei in Form eines Dialogs geführt, in der wir zusammen die für die Interviewten wichtigen Themen quasi erarbeitet haben. Teils habe ich aber auch Fragebögen erstellt, an die sich je nach Gespräch mehr oder weniger gehalten wurde. Mir war immer wichtig, dass sich mein Gegenüber wohl fühlt und das Gespräch für die andere Person flüssig verläuft, wenn sie mir schon ihre Zeit schenken.

Da es auch wichtig ist, manchmal einfach im Feld zu sitzen (Goffman 1989: 129), habe ich mich oft auch einfach an den Hochbeeten selbst erfreut.

Die Punkte, die ich in diesem Kapitel ansprechen wollte, sind:

- Ethnographische Feldforschung in der Disziplin der Anthropologie erlaubt uns in das Alltagsleben uns fremder Menschen einzutauchen, um mit ihnen zu lernen, wie sie leben. Durch dieses Wissen, gepaart mit unseren theoretischen und eigenen Standpunkten, kann eine bessere Welt gedacht werden.
- Da diese Menschen uns eben unbekannt sind und um nicht in koloniale Denkmuster zurückzufallen, ist Forschung in der eigenen Stadt genauso valide wie in weit gelegenen Regionen. Die Seestadt als urbanes Entwicklungsprojekt mit lebhaften, sozialen Dynamiken und sich neu entwickelnden Nachbarschaftsnetzwerken ist daher mehr als geeignet für eine ethnographische Beobachtung.
- Die Positionalität der Forschenden muss angeschaut und reflektiert werden. Meine Beziehung zu den Ackerhelden führte mich zur Freundschaft als Methodologie, durch die ich die enge Beziehung zu ihnen in meine Forschung eingewebt habe, nicht nur um besseren Zugang zu erhalten, sondern auch um Informationen, Ideen, Gefühle und so viel mehr miteinander zu teilen.
- Um den eher mageren Kontakt zu den Teilnehmenden des Projekts auszugleichen, zentrierte ich die Hochbeete mehr in meiner Forschung, um über sie den Grad des Mitwirkens zu sehen. Nichtsdestotrotz wollte ich meine Empirie nicht komplett abseits der Menschen erheben und habe daher Gruppeninterviews und Fragebögen aufgesetzt, von denen jeweils eins einmal

in Anspruch genommen worden ist. Die Einladung zu beidem ließ ich ihnen über Jan zukommen, was den vorherigen Punkt bestärkt.

- Über den Verlauf der Forschung habe ich auch mehrere Expert*innen mit verschiedenen der Forschung nahen Interessensgebieten interviewt, um ein runderes Bild zu erlangen.
- All diese genannten Punkte führen mich zu dem Schluss, meine Forschung als anthropologische Ethnographie mit teilnehmender Beobachtung und einem Mixed Methods-Design (Hollstein 2010) zu bezeichnen.

4. Theorie

Die gesamte Wissenschaft ist nichts anderes als die Verfeinerung des Alltagsdenkens.
- Albert Einstein

Nachdem wir uns angeschaut haben, wie ich methodologisch an die Forschung herangegangen bin, würde ich im folgenden Kapitel gerne die theoretische Linse beschreiben, durch die ich mein empirisches Material analysiert habe. Diese Linse bettet die Arbeit auch in den wissenschaftlichen Kanon ein. Grob lässt sich dieses Kapitel in einen Teil, der den Raum und einen Teil, der die Zeit bezüglich des Projekts beschreibt. Wie in der Einleitung beschrieben, werde ich von einem abstrakten Ansatz schrittweise zu konkreteren Aspekten übergehen.

4.1 Raum

In den letzten Jahren, insbesondere während der Coronapandemie, hat sich das Verhältnis vieler Menschen zur Natur verändert. Das wachsende Interesse an Aktivitäten wie Wandern, Gärtnern und dem Leben auf dem Land kann als Ausdruck eines tiefergehenden Wunsches nach Naturverbinding gesehen werden. Zugleich

zeigt die zunehmende Umweltbewegung, dass immer mehr Menschen ihre Beziehung zur Umwelt hinterfragen. Es könnte jedoch argumentiert werden, dass diese Entwicklung weniger zu einer Annäherung an die Natur führt, sondern vielmehr die bestehende Entfremdung zwischen Mensch und Natur verdeutlicht (Barrios 2017). Vor allem in westlichen Gesellschaften entsteht ein Spannungsfeld zwischen dem Wunsch, die Natur zu bewahren, und dem gleichzeitigen Bestreben, sie als unkontrollierbares und unzählbares Subjekt zu begreifen (Brand 2014: 54). Es sollte dabei auch angeführt werden, dass diese Vorstellung von Nachhaltigkeit ein eher westliches Konzept ist, das in den 1970er Jahren entstanden ist, als Wissenschaftler*innen angefangen haben, die Folgen der Ressourcengewinnung und des westlichen Lebensstils aufzuzeigen, die für uns mittlerweile sehr bekannte Phänomene verantwortlich sind, wie Erderwärmung, Luftverschmutzung, Artensterben und vielen anderen Formen der Umweltzerstörung (Adloff & Neckel 2019). Daraus entsteht ein Ansatz, den Murray Bookchin sehr gut zusammengefasst hat: Der Unterschied zwischen der ersten und der zweiten Natur. Bevor ich weiter darauf eingehe, möchte ich mich klar von den rassistischen Aussagen seinerseits differenzieren, so zum Beispiel, dass indigene Rituale der Blutsbruderschaft kindisch und Schamanen neurotische Vorläufer der heutigen Politiker*innen sind. Trotzdem fasste er in seiner Vorlesung 1996 die Idee dieser Unterscheidung sehr gut zusammen, worauf ich mich auch im Folgenden berufe. Er bezeichnet die erste Natur als das, was der biologischen Evolution unterliegt und stellt damit auch das Fundament unserer Existenz da. Bezogen auf uns Menschen könnte es vereinfacht als „der Mensch als biologisches Wesen“ bezeichnet werden. Die zweite Natur bezeichnet er als die Evolution der Institutionen, um gesamtgesellschaftliche Beziehungen zu koordinieren, also „dem Menschen als kulturelles Wesen“ (Bookchin 2018). Dass diese Trennung manchmal verschwimmt und sich beide miteinander entwickeln, kann man an Beispielen wie unserem Blinddarm, dem Amazonas-Regenwald (vgl. Levis et al. 2017) oder der durch die Klimakrise beschleunigten Evolution sehen (vgl. Ryding et al. 2021). Für meine Arbeit könnte verkürzt gesagt werden, dass die erste Natur das ist, was im Alltag auch als Natur bezeichnet wird, wie ein Wald, und die zweite Natur die durch den Menschen geschaffene Umwelt, wie eine Stadt. Viele Forscher*innen betiteln dieses Verhältnis auch als das zwischen Natur und Kultur, mit der ersten als biologische Umgebung und der zweiten als menschengemacht Umgebung in all ihren Facetten. Eben diese Diskrepanz zwischen Natur und Kultur auf eine Art und Weise

zu überwinden war eins von Jans Anliegen, als er sich entschied das Projekt umzusetzen.

Wenn wir Mayntz' (2008: 55) Definition von Infrastrukturen als „als großtechnische Systeme, als eine Gesamtheit von Technik-, Wirtschaft- und Governancestrukturen“ folgen, können Städte als gebaute Infrastruktur unter dem Monopol der Staats- und Wirtschaftsmacht gesehen werden, das schwer bottom-up zu brechen ist, jedoch keine Unmöglichkeit darstellt (Matern 2016: 13). Ähnlich zur Aussage über Projekte kann hier gesehen werden, dass Städte als top-down-Infrastrukturen eine stärkere Effizienz mit mehr Gestaltungsmacht darstellen, während die bottom-up Initiativen der Bürger*innen diese mit Leben (im mehr oder weniger wahrsten Sinne des Wortes) füllen. Daher stehen Städte auf der einen Seite und Menschen, Tiere, Pflanzen, oder Hochbeete in diesem Fall, in einem regen Austausch zueinander. Dass dieser Austausch in der Seestadt bis zu einem gewissen Grad auch gesucht wird, ist ein Grund dafür, dass sie deutlich dynamischer ist, als andere ältere Stadtteile Wiens. Hier darf aber nicht vergessen werden, dass die Seestadt als Neubau- und Infrastrukturprojekt eben von verschiedenen Akteuren der herrschenden Klasse gelenkt wird. Diese kann sich aber nur auf die Ausnutzung der Natur stützen, da unser kapitalistisch-koloniales System nur so funktioniert. Ein Beispiel wäre die Ackerfläche der Ackerhelden. Dieser steht auf einer Parzelle, auf der in ein paar Jahren ein Hochhaus gebaut werden soll. Nach Jahren der Aufwertung hat diese Ackerfläche nun aber deutlich verbesserte Bodenwerte und hat durch seine umweltfreundliche Nutzung mit Wildgrünstreifen auch an Bedeutung zum Erhalt der lokalen Biodiversität gewonnen. Das heißt, dass eine Bebauung dieser Fläche dazu führen würde, dass nicht nur ein sehr fruchtbarer Boden verloren gehen würde, sondern auch Lebensraum für Tiere, die sonst friedlich neben den Menschen in der Seestadt leben würden. Das bedeutet dann auch wiederum, dass Stadt nur auf Kosten der Natur entstehen kann, zumindest in diesem Fall, und dass diese Beziehung zwischen Stadt und Natur, damit erster und zweiter Natur, immer in Spannung stehen wird.

Doch wenn wir den städtischen Raum als Kultur ansehen, so kann dieser auch immer wieder verändert werden und damit auch die Beziehung zwischen erster und zweiter Generation. Nachdem Jan bei dem Projekt auch die Quartiersentwicklung und -pflege wichtig war, möchte ich mir anschauen, wie die Teilnehmenden innerhalb des Projekts ihre Handlungsmacht genutzt haben, um sich urbanen Raum anzueignen. Denn Urban Gardening ist auch ein Ausdruck, sich um diesen und die Stadt im Allgemeinen zu

kümmern. Währenddessen werden Verbindungen zum Raum und zu anderen ihn durchquerenden Menschen geschaffen (Interview 05.10.22). Es könnte argumentiert werden, dass die Hochbeete, neben den Spielplätzen und Liegeflächen und vielen mehr, Menschen einladen, die Teile der Seestadt mit Leben zu füllen, die sonst nur als Durchgang dienen. Ganz nach Marc Augé (2012), der neben Flughäfen und Shopping Malls, unter anderem Autobahnen als Nicht-Orte konzeptualisierte, also Orte, an denen keine sozialen Beziehungen aufgebaut werden, da diese nur dem Transfer und der Mobilität dienen. Auch Straßen oder Terrassen, wie die des Gewerbehofs, sind nicht zwingend Plätze der Versammlung und der sozialen Interaktion. Sie dienen eher der Fortbewegung. Die Stadt kann hierbei als

„Raumgefüge verstanden [werden], das für ein gesteigertes Maß an [...] Öffentlichkeit steht, als ein Raumgefüge, in dem die BewohnerInnen (sic!) mit Gleichzeitigkeiten und Mehrdeutigkeiten, mit Heterogenität und Ambivalenz, Dynamik und Veränderung, vor allem anderem mit Fremdheit in großer Nähe zu leben verstehen, ohne dass diese permanent zu Kollisionen oder Konflikten führen (Löffler 2013: 284)“

bezeichnet werden. Durch die größere Vielfalt an Menschen in der Stadt sind diese also eher daran gewohnt, mit anderen zu kooperieren, um verschiedene unterschiedliche Aspekte zu überkommen - sei es in diesem Fall auch die Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie. Ein Aspekt, wie ich die Partizipation der Teilnehmenden beurteile, wird also diese Aneignung von Raum sein, in all ihren Facetten. Ein weiterer wird sein, wie sie sich um die Hochbeete gekümmert haben. Um meinen raumanalytischen Ansatz weiter zu verstehen, muss ich eine weitere Theorie hinzufügen. Ich folge zunächst Müllers (2016: 173) Verbindung von Löws Raumordnung und Latours Akteur-Netzwerk-Theorie, in der sie beschreibt, dass alle Objekte, die einen Unterschied im Raum machen, zu Akteur*innen werden und damit mit anderen (agierenden) Menschen und Nicht-Menschen in einer Beziehung stehen. Diesen gemachten Unterschied würde ich als das (Be)nutzen der Handlungsmacht beschreiben, egal zu welchem Ausmaß. Da dies in manchen Situationen auch die reine Anwesenheit eines Akteurs bedeuten kann, ist mein Ansatz sehr niederschwellig angelegt. Die Handlungsmacht kann dann auf der einen Seite als ein geschaffenes Netzwerk gesehen werden, während auf der anderen Seite als Rahmenbedingung zur Ermöglichung oder Einschränkung der Mobilität (Vivanco 2013: 13). Mobilität ist die Bewegung durch den Raum an sich, jedoch muss davon die Motilität unterschieden werden, die die Kapazität eines*r Akteur*in sich zu bewegen bestimmt. Beide stehen trotzdem dynamisch zueinander, setzen sich gegenseitig voraus, genauso wie sie sich

beeinflussen (Rolshoven 2018: 16). Da es sowohl um die Fortbewegung von Menschen als auch Informationen geht, werden auch hier sehr schnell Machtverhältnisse, und soziale Brüche deutlich, da nicht allen der gleiche Zugang gewährt ist (ibid.: 17). Der universelle Charakter der Infrastrukturen, da sie so allumfassend und alltäglich sind, kann auch die Chance bieten, die Zukunft utopischer zu gestalten und Freiräume für mehr Kreativität zu eröffnen (Harvey 2012: 83).

Wie mehrmals erwähnt, fiel es mir trotz jeglicher Bemühungen schwer, die Teilnehmenden spontan anzutreffen und auch mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Daher habe ich immer wieder Fotos gemacht, um den Verlauf der Bepflanzung und damit eben der Interaktion zu dokumentieren. Ich werde hier keine Bildanalyse einbauen. Ich wollte nur festhalten, ob und wann sich etwas an den Beeten verändert hat. Zusätzlich entschied ich mich aber dafür, die Hochbeete als Teilnehmende anzusehen und zu beobachten. Denn wenn wir wie im vorherigen Punkt besprochen, alle, die einen Unterschied im Raum machen, als Akteur*innen sehen, muss der Blick auch auf nicht-menschliche Akteur*innen geöffnet werden und damit auch auf die Hochbeete. Daher sehe ich den weiteren Fokus der *multispecies ethnography* als bereichernd in der Analyse an, der auch als Grundlage für meine vorherige Aussage dient. Die multispecies Forschung beruht auf Arbeiten, die sich nicht nur mit Menschen befassen, sondern auch mit deren Verstrickung mit anderen Lebewesen, von sehr präsenten wie Kühen, bis hin zu kleineren, aber trotzdem allgegenwärtigen wie Pilzen und Mikroben (Kirksey & Helmreich 2010: 545). Die Frage, die sich stellt, ist nämlich, warum Menschen Nicht-Menschen jegliche Sozialität absprechen und sie daher aus ihrer Forschung ausschließen (Tsing 2013), wenn unsere Sozialisierung auch immer mit eben diesen stattfindet (Haraway 2008: 244)? Wie oben angesprochen, haben Akteur*innen durch ihre Aktionen immer Einfluss auf den umliegenden Raum und auf andere sich darin befindende Akteur*innen. Erweitern wir den Umfang, wer und was alles als Akteur*in gelten kann, so muss uns bewusstwerden, dass Nicht-Menschen zum einen auf Menschen immer Einfluss haben, zum anderen aber auch ohne, dass es Menschen so einfach bemerken (Ingold 2011). Dieses Hinterfragen steht somit in der Tradition der klassischen Ethnographie (Smart 2014: 6), in der ein Bild menschlichen Lebens eingefasst werden soll, nur diesmal mit mehr Variablen. Doch wie schauen solche Forschungen aus? Kathryn Gillespie (2019) fuhr über mehrere Wochen mit ihren Studierenden immer wieder in einen Gnadenhof für ehemalige Mastschweine, teilte ein oder mehrere Schweine einem*r Student*in zu und forderte

sie auf, die Interaktionen ethnographisch festzuhalten. In der Analyse benutzte die Gruppe einen politisierten, feministischen und geographischen Ansatz der multispecies ethnography (ibid: 17). Politisiert bedeutet, dass außerhalb formell politischer Rubriken gedacht wird. Das führt dazu, dass zum einen über die eigene Positionalität nachgedacht werden muss, entsprungen aus der Tradition der feministischen Theorie, aber auch über die räumliche Position im Geflecht der Macht, was auf den geographischen Aspekt zurückzuführen ist. Eine derartige Forschung stellt Wissenschaftler*innen vor die Aufgabe, sich in ihrem Vorhaben durchgehend ausgiebig zu reflektieren. Das ist nicht zu unterschätzen, wenn man Helen Kopninas (2017: 342) Argument berücksichtigt:

„Unless multispecies ethnography is willing to engage with such [ethical] questions [if what rights and protections animals are due, and how human-animal hierarchies do harm], it is likely to remain apolitical, without realizing the exploitive nature of human- nonhuman relationship[s].“

Der Anspruch dieses Ansatzes ist, nicht nur ethischer zu sein, sondern auch das Potenzial zur Veränderung in sich zu tragen (Gillespie 2019: 18), in denen von Menschen auferlegte Hierarchien aufgedeckt, analysiert und kritisiert werden. Das heißt im Umkehrschluss auch, dass der Mensch in solchen Forschungen nicht im Vordergrund stehen darf (ibid.: 17), sondern auf gleicher Augenhöhe mit anderen Nicht-Menschen agieren und gesehen werden sollte. Daher müssen Nicht-Menschen auch in ihrer Individualität gesehen werden und nicht als abstrahierte Größen, wie zum Beispiel Population oder Nutzen (ibid.: 28). Auch hier würde ich aber noch einen Schritt weitergehen und einen posthumanistischen Ansatz wählen. Beide ähneln sich sehr stark und beruhen auf der gleichen Philosophie, in der die materialistische, nicht im marxistischen Sinne, Beziehung zwischen Menschen und Nicht-Menschen analysiert wird (Smart 2014: 3). Zum einen ist *multispecies* als Begriff auf alles Lebende begrenzt, was nicht nur immer wieder Diskussionen hervorrufen kann, was als Lebewesen gilt, z.B. Eis (Sokolíčková et al. 2022) oder ein Fluss (vgl. Krause 2010), sondern auch mittlerweile integrale Bestandteile unseres Lebens auslöst, wie Plastik (vgl. Pathak und Nichter 2019). Unser Einfluss, der der Menschheit im Gesamten, auf die Umwelt ist so enorm, dass es irreführend wäre, wenn wir weiterhin bei der Teilung zwischen natürlich - künstlich bleiben; wir sollten daher Verantwortung übernehmen und dementsprechend handeln, was in der Praxis heißt, dass wir nach dem handeln, was vor uns ist und nicht, was sein sollte. Das bezieht sich wieder auf den materialistischen Ansatz. Zum anderen betrachten posthumanistische Forschungen,

laut Paul Hansen, auch die Maschinerie, die hinter der Beziehung zwischen Menschen und Nicht-Menschen besteht und diese daher auch maßgeblich beeinflusst (Smart 2014: 6). Über die Materialität unseres Einflusses können somit neue Einsichten gewonnen werden (De Wollf 2017:46), weswegen die Frage eher lauten sollte: Wie gestalten die Menschen ihre Umwelt im Austausch mit anderen Akteur*innen (Gillespie 2019: 22)? Ich „erhebe“ damit die Hochbeete und darin eingesetzten Pflanzen zu Teilnehmenden, deren Zustand und Pflege stellvertretend dafür stehen sollen, wie sehr die menschlichen Teilnehmenden mit dem Projekt und ihrer Umgebung interagieren, da diese weniger bereit waren, mit mir zu reden. Die posthumanistische Linse soll somit keine Ausrede darstellen, sondern eine weitere Option, in den Wirren der Ethnographie an empirisches Material zu kommen. Wenn, stellt sie nur eine weitere Möglichkeit dar ein holistischeres Bild zu bekommen. Denn wenn ich eine posthumanistische Analyse anwende und mich auf Gillespie beziehe, so muss ich meine eigene Positionalität reflektieren und diese Abgrenzung zwischen den (menschlichen) Teilnehmenden und mir anerkennen. Im gleichen Atemzug sollten wir auch die beiden weiteren Aspekte ihres Ansatzes herannehmen. Denn ich stimme Chiara Certomà (05.10.22) zu, wenn sie sagt, dass Gärtnern immer ein politischer Akt ist, da durch diesen ausgedrückt wird, dass man sich mit dem urbanen Raum auseinandersetzt. Es werden Missstände aufgezeigt und um diese wird sich gekümmert. Indem etwas gemacht wird, wird auch etwas geäußert, wie der Wunsch nach mehr Grün. Die Aneignung dieses Raums trägt daher auch einen politisierten Aspekt mit sich, da nicht nur immer wieder verhandelt werden muss, was überhaupt getan werden kann — mit Mitmenschen, den Behörden, dem Boden usw. Es müssen Gemeinsamkeiten gefunden, Kompromisse geschlossen und Ideen kreiert werden. Dieser Raum kann auch als „Dritter Ort“ nach Ray Oldenburg (1989) betrachtet werden, also einem Ort neben unserem Zuhause, dem ersten, und der Arbeit, dem zweiten Ort. Dieser Dritte Ort dient der Vernetzung unter den Bewohner*innen und einem insgesamt besseren Lebensgefühl, sodass sich mit der eigenen Nachbarschaft auch mehr auseinandergesetzt wird (vgl. Jeffres et al. 2009). Dieser Dritte Ort, oder öffentliche Raum, kann dann auch als politische Ebene gesehen werden, in dem sich die Bevölkerung zusammenfinden und ihre Vorstellungen eines besseren Lebens verhandeln kann (Bookchin 1977: 113). Raum an sich wird somit belebt und daher politisiert. Nicht zwingend wiederbelebt und repolitisiert, da die Seestadt noch nicht die Geschichtlichkeit aufweisen kann wie ältere Stadtviertel, die sich in den Studien angeschaut wurden. Durch die Stadt als gebaute Infrastruktur und die relativ fixen

Standorte der Hochbeete wird auch Gillespies letzter Punkt einbezogen. Diese Form von Aneignung, also über nicht-menschliche Akteur*innen besitzt somit jeweils einen feministischen, politisierten und geographischen Aspekt.

Ein weiterer feministischer Aspekt ist auch, die Grenzen zwischen Natur und Kultur verschwimmen zu lassen. Da diese Dichotomie aus einer patriarchalen, kapitalistisch-kolonialen Gesellschaft herruht, ist das Überwinden dieser auch ein feministischer Akt, um das Leben der, die unter dem jetzigen Gesellschaftsmodell leiden, zumindest erträglicher zu machen.

4.2 Zeit

Zum einen habe ich bereits erwähnt, dass ich auch eine zeitliche Ebene einbauen werde, die der räumlichen nicht gegenübersteht, sondern mit dieser meine Forschung einspannt. Außerdem habe ich bereits mehrere Male die Handlungsmacht erwähnt. Doch wie stehen diese nun drei Aspekte zueinander? Während ich den räumlichen Aspekt vor allem aus der urbanistischen Forschung gezogen habe, übernehme ich die Definition der Handlungsmacht und ihres zeitlichen Faktors von Emirbayer und Mische (1998). Diese definieren Handlungsmacht als

the temporally constructed engagement by actors of different structural environments—the temporal-relational contexts of action—which, through the interplay of habit, imagination, and judgment, both reproduces and transforms those structures in interactive response to the problems posed by changing historical situations (ibid.: 970).

Um genauer zu verstehen, was alles in dieser sehr dichten Definition steckt, werde ich sie ein bisschen aufbrechen. Jedem einzelnen Menschen liegt die Fähigkeit zur Handlungsmacht inne, jedoch muss diese erlernt werden, was der Fähigkeit zur Kommunikation ähnlich ist (vgl. ibid.; Sewell 1992: 20; Ortner 2006: 136f.). Alle genannten Autor*innen nehmen das Beispiel der Sprache in ihren Texten, also einmal die Fähigkeit zu sprechen als Grundlage auf der einen Seite und die jeweilige(n) Erstsprache(n) als erlernte Fähigkeit auf der anderen Seite. Da ich am Schluss der Arbeit auch über unterstützte Kommunikation in der Umweltbildung sprechen werde, benutze ich anstatt verbaler Sprache lieber den Begriff der Kommunikation, zum Beispiel auch durch Mimik und Gestik, als inklusiveren Ansatz. Denn nicht alle Menschen können sprechen, aber alle Menschen können kommunizieren. Dies bedeutet aber auch, dass Handlungsmacht kulturell bedingt und gesellschaftlich eingebettet ist. Das wiederum führt dazu, in der Annahme Kultur mache Menschen auch zu sozialen Akteuren, dass diese kulturell transformativ handeln können, das

jedoch nie in einem sozialen Vakuum stattfindet. Daher kann, aufbauend auf der individuellen Komplexität, gesagt werden, es muss immer ein Kompromiss gefunden werden (ibid.: 130, 151; Sewell 1992: 21). Menschen bringen ihre eigenen Fähigkeiten zusammen, um dann Kompromisse zu finden, wie sie die Welt um sich herum verändern können.

Wenn Kompromisse am Schluss stehen, so stehen am Anfang jedoch die eigenen Motive und Handlungsmacht beschreibt dann die Fähigkeit, eigenständig zu handeln, andere Menschen und Ereignisse zu beeinflussen und einen gewissen Grad an Kontrolle über das eigene Leben zu behalten. Daher benutze ich den deutschen Begriff Handlungsmacht, denn hier wird der Aspekt der Dominanz deutlich. Sewell (1992: 20) fügt hinzu, dass die Handlungsmacht auch darüber entscheidet, auf welche Ressourcen Menschen zurückgreifen können, um andere zu beeinflussen. Dies beinhaltet auch das Wissen über gesellschaftliche Schemata und wie diese auf neue Situationen oder Menschen angewendet werden können. Die andere Seite der Münze ist jedoch auch die Handlungsmacht zum Widerstand, dass man sich also gegen die Entscheidung anderer Akteure stellt (ibid.: 143f., 153).

Anthropology of agency is not only about how social subjects, as empowered or disempowered actors, play the games of their culture, but about laying base what those cultural games are, about their ideological underpinnings, and about how the play of the game reproduces or transform those underpinnings (ibid. 152).

Es geht also genau um dieses Spiel: Welche Fähigkeiten und Wissen haben verschiedene Akteur*innen, um an welche Ressourcen zu kommen, um welche Aspekte des Lebens und der Umwelt nach ihrem Willen zu beeinflussen?

In dem oberen Zitat von Emirbayer und Mische ist noch der zeitliche Aspekt integriert. In ihrem Artikel „What is Agency?“ gehen beide Autor*innen sehr detailreich darauf ein, was jedoch den Rahmen meiner Arbeit komplett sprengen würde und sie außerdem eher in der Philosophie als in der Anthropologie verorten würde. Nichtsdestotrotz ist ihre Sicht, die Handlungsmacht in einen chronologischen Rahmen zu packen sehr interessant und daher kommt auch die Einteilung meiner Arbeit. Denn sie unterscheiden zwischen *practical evaluation* (Emirbayer & Mische 1998: 998f.), *iteration* (ibid.: 979f.) und *projectivity* (ibid.: 984f.), im Folgenden praktische Beurteilung, Wiederholung und Projektion. In dieser Reihenfolge werden sie der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft zugeordnet; später wird erläutert wieso. Eine genaue Einteilung ist jedoch immer schwer, da alle Aspekte sich immer

wieder aufeinander beziehen, verändern und auch je nach Ansicht ganz anders eingeteilt werden könnten. Mir gefällt ihre Einteilung jedoch sehr gut, da an dieser Dreiteilung die Geschichte des Projekts sehr gut dargestellt werden kann. Laut Ortner (2006: 131, 133f.) sollten jedoch bei der Analyse von Handlungsmacht mehrere Punkte berücksichtigt werden. Auch wenn es um die Intention einiger weniger Menschen geht, sollte das Individuum nicht über den Kontext gestellt werden, in dem es handelt. Seine Handlungen sind immer durch die Umstände beeinflusst, doch können sie, durch gemeinsames Wirken, diese auch verändern. Es besteht also eine Wechselwirkung, die in beide Richtungen funktioniert. Trotzdem sollte das Individuum in seiner vollen Komplexität gesehen werden und so können manche Handlungen sehr widersprüchlich wirken, was auch damit zusammenhängt, dass die Intention nicht mit dem Ergebnis gleichzusetzen ist, da die Hürden und kulturellen Umstände nicht absehbar und höchst variabel sind. Auch warnt sie, angelehnt an die Kritik des Ehepaars Comaroff über Handlungsmacht, dass viele ihre westliche Linse nicht ablegen können. Sie betonen, dass nicht alles allein durch den Willen des Individuums erreichbar sei und der Heldentropus, einige wenige können höchst komplexe gesellschaftliche Umbrüche erzielen, kritisch zu hinterfragen sind, da sonst eine Vereinfachung geschichtlicher Verhältnisse erfolgen kann. Angewendet auf das Projekt schaue ich mir an, was die Teilnehmenden innerhalb dieses Projekts auch machen können, möglichst losgelöst von ihren Leben außerhalb des Projekts, ohne zu vergessen, dass dieses auch nur im Rahmen der Seestadt besteht und alleine nicht die Überwindung von Natur und Kultur herbeiführen, sondern diese nur unterstützen kann. Nun zur Einteilung in die verschiedenen zeitlichen Aspekte.

Vergangenheit: Die praktische Beurteilung beschreibt die Fähigkeit Handlungen und Gedanken nach den jeweiligen Umständen zu beurteilen und wird in der Vergangenheit verankert, denn es geht um die Problematisierung und Reflexion dessen was passiert ist (Emirbayer & Mische 1998: 998). Eine Situation wird aufbauend auf Erfahrung und Wissen angeschaut und es wird dann, in der Gruppe oder von dem/ der Akteur*in selbst, entschieden (ibid.: 1002), ob Handlungen angepasst werden müssen oder nicht. Dadurch besteht auch immer die Wechselwirkung zur Gegenwart, da sich auf die jetzige bevorstehende Situation bezogen wird, und zur Zukunft, zu der hingearbeitet wird. Nach der Entscheidung erfolgen die Planung und die Ausführung (ibid.: 999). Hier ergibt sich die erste der beiden liminalen Phasen, also der Übergangsphasen. Denn wenn die Planung vorbei

ist und eine Umsetzung erfolgt, wird die Handlung, in diesem Fall das Projekt, in die Gegenwart gehoben. Da es jedoch gerade der Anfang dieser Umsetzung ist, ist die Vergangenheit noch klar spürbar. Durch die Erhebung in die Gegenwart werden auch Fehler oder zu verändernde Aspekte klar, die dann an der Gestaltung etwas verändern und somit an der Vergangenheit. Somit stehen diese beiden Zeiten im ständigen Austausch. Die praktische Beurteilung des Projekts ist für mich, als sich Jan damit auseinandergesetzt und es geplant hat, indem er seine Erfahrungen mit den Ackerhelden, sein Wissen aus dem Studium an der BOKU (Universität für Bodenkultur Wien) und seine Ideen zur Stadtbegrünung vereint hat.

Gegenwart: Bei dem Aspekt der Gegenwart geht es um die Wiederholung alter Gedanken- oder Handlungsmuster im alltäglichen Leben, um Struktur zu geben oder zu erhalten. Daher ist die Wiederholung in der Gegenwart verankert und sozusagen der zweite Schritt der praktischen Beurteilung. Deswegen setze ich auch die Partizipation der Teilnehmenden mit dem Projekt, genauer gesagt mit den Hochbeeten und dem umgebenden Raum, eher hier an. Denn die Idee des Projekts wird dann von den Teilnehmenden durch stetiges Handeln und Abgleichen mit Normen und Vorstellungen in ihr Leben integriert. Bewähren sich manche Erkenntnisse und Handlungen werden diese immer wieder wiederholt. Im besten Fall kommt es zu Mustern, die durch ihr stetiges Wiederholen immer weniger Aufmerksamkeit benötigen und somit zu einem Teil des Alltags werden (ibid.: 982f.). Hierbei geht es viel um Ab- und Eingrenzung durch das, was sich bewiesen hat (ibid.: 981f.). Durch diese Alltagswerdung der Muster kann das Projekt dann auch immer mehr sich selbst überlassen werden, da die Teilnehmenden wissen, was sie wann zu tun haben und wo ihr Platz im Gefüge ist (Interview 11.09.23). Je stärker sich das Projekt aber an einem gewissen Punkt ändert, desto stärker wird auch der Wandel dieser Muster und umso länger dauert es auch diese wieder in den Alltag zu integrieren — wenn die Teilnehmenden dies zulassen. Denn wie angesprochen bedeutet Handlungsmacht auch, dass sich Menschen gegen die gegebenen Umstände stellen können. Sollten die Teilnehmenden also mit gewissen Entwicklungen innerhalb des Projekts unzufrieden werden, könnten sie Teile dessen verändern und so in ihren Alltag integrieren. Aus diesem Alltag kann enorm viel gelernt werden, da beobachtet werden kann, was die Leute brauchen und wie sie direkt darauf reagieren.

Zukunft: Projektion ist ein anderes Wort für Wünsche, Sorgen, Hoffnungen, Pläne und viele weitere Begriffe und damit in der Zukunft verankert, denn es geht darum, was wir

in der Zukunft wollen und wie wir uns diese vorstellen. Die Projektion ist eine Veränderung der Wiederholung, eine Anpassung ihrer durch gewisse, sich ergebende Umstände (ibid.: 984). Wir bauen auf Erfahrungen auf, die sich im Laufe der Zeit verändern, wodurch hierüber eine Verbindung zur Vergangenheit, also dem, was uns widerfahren ist, entsteht. Daraus ergeben sich Narrative, also Formen von Geschichten, wie wir uns die Zukunft vorstellen. Es ist eine spielerische Auseinandersetzung wie man eine Situation sieht (ibid.: 989), denn wie bei einem kreativen Prozess werden mehrere Ansätze im Kopf durchgespielt. Diese was Emirbayer und Mische (ibid. 990) als Hypothese bezeichnen, wird dann anhand gesellschaftlicher Konventionen ausformuliert, ergo wie sie anderen Menschen am besten vermittelt werden kann. Daher kann diese Ausformulierung innerhalb verschiedener Beziehung auch immer anders aussehen. Durch die Wirkung der Projektion auf das Handeln entsteht eine zweite Übergangsphase, in der Wünsche aus der Zukunft in die Gegenwart einfließen. Gleichzeitig können die Handlungen und neuen Erkenntnisse der Gegenwart die Zukunft beeinflussen und so entsteht eine permanente Wechselwirkung. Betrachtet werden kann die Projektion diagnostisch, also warum manche Menschen wie handeln, und prognostisch, also wie sie, mit Betonung auf wahrscheinlich, handeln werden (ibid.: 993). Den Aspekt der Umweltbildung setze ich hier an, da meine Grundannahme ist, dass diese stattfindet, um Menschen wieder näher an die Natur zu bringen. Es ergibt sich also einmal ein Wunsch, der in der Zukunft verankert ist und auch ein Ziel, worauf hingearbeitet wird. Außerdem macht es Sinn diese auch in der Zukunft der Handlungsmacht anzusetzen, da die Ermächtigung erst nach und nach stattfindet und auf einer Idee, dem Schutz der eigenen Umwelt, basiert, die erst geformt werden muss.

Handlungsmacht als theoretischer Rahmen einer Arbeit mag sehr banal klingen, doch das war diese Forschung auch. Es bestanden keine großen Konflikte oder Spannungsfelder oder Themen, die sich durch alle Beobachtungen geführt haben. Das bedeutet nicht, dass irgendetwas daran langweilig war; im Gegenteil! Mit banal meine ich nur, dass ich einen Einblick in das tägliche Handeln von sehr verschiedenen Menschen, mit ihren eigenen Hürden und Problemen, erleben durfte, die alle an einem sehr losen Projekt arbeiteten. Mit meinem Rahmen der Handlungsmacht wollte ich eher aufzeigen, wie Menschen sich auch in so kleinen Umfeldern agieren und nach ihren Vorstellungen gestalten können und dürfen. Meine Forschungsfrage lautet daher: Wie zeigt sich Handlungsmacht in alltäglichen, konfliktarmen Projekten, und

inwiefern ermöglicht dieser theoretische Rahmen ein tieferes Verständnis für das individuelle Handeln und die Gestaltungsmöglichkeiten von Menschen in solchen Kontexten?

Zusammenfassend für dieses Kapitel gehe ich also von folgenden Ansätzen aus:

- Die Unterscheidung zwischen Natur und Kultur kann auch als erste und zweite Natur gesehen werden, also der Umwelt und der Stadt im allgemeinsten Sinne.
- Die Stadt ist eine Infrastruktur, die einen Raum einzeichnet, durch den sich verschiedene Akteur*innen nach ihren Fähigkeiten bewegen und diesen und ihre Beziehungen zueinander dadurch verändern.
- In meiner Forschung werden neben den menschlichen Teilnehmenden auch die Hochbeete als Akteur*innen gesehen, da ihre Anwesenheit im selben Raum auch Einfluss hat.
- Einfluss kann jedoch auch durch Handlungsmacht entstehen, also der Fähigkeit auf die umgebenden Rahmenbedingungen Einfluss zu nehmen, um sie nach der eigenen Vorstellung zu gestalten – in diesem Fall, dass die erste und zweite Natur wieder näher aneinandergerückt werden.
- Nach Emirbayer und Masche kann Handlungsmacht in drei verschiedene Zeiten eingeteilt werden, denen ich auch jeweils eine Phase des Projekts zugeordnet habe: Die Planung durch die Ackerhelden in der Vergangenheit, die Umsetzung und Annahme durch die Teilnehmenden in der Gegenwart und die Umweltbildung in der Zukunft.
- Daraus ergibt sich eine Raum-Zeit-Konstellation, durch die verschiedene Akteur*innen auf verschiedene Arten und Weisen verschiedene Ziele erreichen wollen und dadurch in Kontakt treten.
- Eben diese Kontakte zueinander sind, was ich mir in dieser Arbeit anschauen möchte, weswegen ich neben menschlichen, mir auch nicht-menschliche Akteure anschau.

5. Raum

Wien ist eine Stadt, die sich den Zielen Ressourcenschonung, Lebensqualität, Innovation und Wettbewerbsfähigkeit verschreibt. Das Leben der Menschen zu verbessern steht dabei stets im Mittelpunkt. - Thomas Madreiter, Planungsdirektor der Stadt Wien (aspern 3420 2018b: 2)

Nachdem ich den theoretischen Raum abgesteckt habe, möchte ich im Folgenden erläutern, wie dieser konkret aussieht und was er für das Projekt bedeutet. Daher möchte ich wieder vom großen ins Kleine und zuerst eine Übersicht über die Seestadt geben. Auf diese folgt dann eine Beschreibung der Standorte, an denen die Hochbeete abgestellt worden sind.

5.1 Seestadt

Im Folgenden werde ich die Hintergründe zur Seestadt als Europas größtes Neubauprojekt selbst näher beleuchten, um sowohl räumliche als auch inhaltliche Bezüge herzustellen. Dies soll verdeutlichen, welche Besonderheiten dieser neue Stadtteil Wiens aufweist und auf welche ich mich im weiteren Verlauf beziehe. Auch aus chronologischen Gründen beginne ich mit der Seestadt, da sie dem Projekt vorausging. Die Informationen hierfür stammen vor allem aus Interviews, Prospekten und der offiziellen Internetpräsenz.

Die Geschichte der Seestadt begann mit ihr als Flugfeld Aspern, das in den 1920er zum Flughafen Wien aufstieg. Nach dem Zweiten Weltkrieg und der Eröffnung der zweiten Bahn am Flughafen Schwechat wurde die Fläche als Rennpiste benutzt und der Terminal zum Opel Wien Werk umfunktioniert. Schon in den 1990ern gab es die Idee für ein Stadtentwicklungsprojekt auf der Fläche der heutigen Seestadt, was jedoch durch den schlechten Anschluss des Gebiets verworfen werden musste (aspern 3420 2018a: 9). Durch den Masterplan Verkehr 2003, der ein Ausbau des öffentlichen und Straßenverkehrs vorsah, wie zum Beispiel dem Ausbau der U2 oder der Anbindung des Gebiets an die Autobahnen A1 und A23 (ibid.), kam die Idee erneut auf und damit auch den Anfang der heutigen Entwicklungsgesellschaft wien 3420 aspern development AG, im Folgenden kurz aspern 3420 (ibid.; Interview 13.09.22) genannt. Bis 2007 erarbeitete sie zusammen mit der Wiener Stadtplanung, dem Wiener Wirtschaftsfond (heute Wirtschaftsagentur Wien), dem Wohnfond Wien und der Bundesimmobiliengesellschaft, kurz BIG, einen Masterplan zum für das 240 Hektar große Stadtentwicklungsgebiet (aspern 3420 2018a: 8, Interview 13.09.22). Heute ist die aspern 3420 in Kooperation mit über 20 anderen Dienststellen (aspern 3420 2018a: 9) zu einer Vermittlerin, vor allem zwischen den Bauträgern und zuständig für die Verteilung der Mittel, sowie der allgemeinen Vernetzung geworden (Interview 13.09.22) Obwohl der Masterplan trotz seiner Rigidität immer wieder an, die sich in 20 Jahren Projekthorizont stetig verändernden Umstände, angepasst wurde, wurde er 2012 nochmal von Grund auf umgedacht und abgeändert, um eine Fluidität beibehalten und auf neue Herausforderungen eingehen zu können (aspern 3420, 2018a: 11), was für den innovativen Charakter der Seestadt sorgt (aspern 3420, 2018b). Diese Änderung gingen wahrscheinlich mit der Überarbeitung des Masterplans für die Seestadt Nord einher, die bis heute noch unbebaut ist. Was an manchen Stellen wichtig sein kann, ist dass die bereits bebauten Teile der Seestadt, also südlich und nördlich des künstlich angelegten Sees, in gewissen Angelegenheiten unabhängig voneinander agieren (Interview 13.09.22; Feldnotiz 07.04.23). Da die Seestadt Nord noch nicht gebaut wurde und das jetzt gebaute Gebiet sich zwar im Osten des gesamten geplanten Gebiets, aber nördlich des Sees befindet, wird bisher immer vom Norden der Seestadt, in Abgrenzung zum Süden, gesprochen. Das wurde auch immer wieder von Menschen in und außerhalb der Seestadt bestätigt und wurde am Seestadtfest am 09.09.23 umso sichtbarer. Während dieses Straßenfest sich 2022 noch nur am Eva-Maria-Mazucco-Platz befand, wurde es 2023 auf mehrere Standorte

verteilt; jedoch nur im Süden der Seestadt. Im Norden befand sich nicht ein Stand oder eine Veranstaltung im Rahmen des Festes.

Die genannte fließende Eigeninitiative der Menschen ist trotzdem in beiden Teilen sehr hoch, alleine der Austausch untereinander könnte stärker sein (asperm 3420, 2018a: 10; Interview 13.09.22). Für die Zukunft wird es interessant sein, sich eben diese Dynamik auch mit den weiteren geplanten Quartieren anzuschauen und ob Projekte, wie das der Dezentralen Gärten, diese Abgrenzung(en) durchbrechen können. Doch auch wenn die Seestadt mit Schulen, Gesundheitseinrichtungen, einer in die Zukunft gedachten Anbindung an den ÖPNV, Regional- und Fernverkehr, Autobahn, Einkaufsmöglichkeiten, Dienstleistungen und vielem mehr ausgestattet ist (asperm 3420, 2018a: 8), wie schaut es um die Grünflächen aus?

Die Seestadt als Urban Lab, also einem Ort zum Ausprobieren von verschiedenen stadtplanerischen Konzepten, die dann in anderen Bezirken der Stadt angewandt werden können (asperm 3420 2018b), ist zwischen dem Marchfeld und dem Donaugebiet, abgegrenzt von zwei Grünstreifen im Osten und Westen situiert (asperm 3420 2018a: 18). Doch die Planung der Seestadt ist sehr auf Mobilität und Innovation ausgerichtet, weniger um den Erhalt und Ausbau von Grün(flächen). Denn auf der einen Seite ist eine grüne Ost-West-Achse durch den Ost-Park, Seepark und Yella-Hertza-Park geplant (ibid.), doch ersterer ist noch gar nicht umgesetzt und die Grünflächen jetzt sind eher Rasenflächen, um den Beton rum, zum Spazieren oder Ausruhen und weniger gedacht als eine Form der Renaturierung mit hoher Biodiversität. Durch diese spärliche Begrünung ergibt sich keiner der erhofften Effekte, wie einem Absenken der Oberflächentemperaturen auf Straßen oder Fassaden. Die Frage ist, ob sich dies durch eine weitere Begrünung im Norden ändern wird, auch wenn die dafür vorgesehenen Flächen deutlich kleiner als die bereits bemängelten ausfallen sollen (asperm 3420 2021). Die Nachfrage an Grünflächen, mit denen man in vielfältigeren Weisen interagieren kann, ist sehr hoch und zeigt sich an den Gemeinschaftsgärten, die jedoch meistens in Richtung Grünstreifen zeigen und an diesen, also eher dem Rand der (jetzigen) Seestadt platziert sind. Dadurch liegen sie oft versteckt für Interessierte. Trotzdem reisen manche sogar aus dem 21. in den 22. Wiener Bezirk, in dem die Seestadt liegt, an, um ein Stück Grün zu genießen (Interview 03.10.22). Das Spannungsfeld, dass sich jetzt für das Projekt der Ackerhelden ergibt, ist, dass die Hochbeete nur auf bereits bestehenden Grünflächen, meistens Rasen,

stehen und damit noch nicht begrünte Flächen eben unbegrünt bleiben. Ein Beispiel sind die sogenannten wassergebundenen Flächen, die als Multifunktionsflächen gedacht, aber im Endeffekt nur kleine Staubwüsten in der Stadt sind. Dadurch muss auch der Fokus des Projekts angepasst werden, was später noch wichtig werden kann, wenn es um Partizipation im Raum geht. Der aspern 3420 sind jedoch in gewissen Dingen auch die Hände gebunden, vor allem in der Zusammenarbeit mit verschiedenen Magistraten, und so befindet sich die Dynamik der Seestadt selbst in dem Spannungsfeld von Vision, Möglichkeiten, Grenzen und Bürokratie. Trotzdem wundert es nicht, wenn ihr als sehr medienwirksames Projekt auch genau so viel finanzielle Aufmerksamkeit zukommt. Mit diesen Geldern können weitere bottom-up Initiativen umgesetzt werden (vgl. Interview 13.09.22, 03.10.22a), was jedoch durch unterschiedliche Vorstellungen der Beteiligten meist auf Kosten der Geduld der Bürger*innen einhergeht (vgl. *ibid*, Interview 15.06.23). Durch den lernenden Charakter der Seestadt gehen jedoch auch Änderungen der Haltung der Bauträger einher. Diese stellen mittlerweile immer mehr Flächen für Urban Gardening von Anfang an bereit, da sie intensiv dazu aufgefordert werden Flächen einzurichten, auf denen Bürgerinitiative und Nachbarschaftsvernetzung stattfinden können. Hier zeigt sich, dass der Trend eindeutig zu umweltbewussterem und nachhaltigerem Bauen geht, da alleine hier schon öko-soziale Schritte gegangen werden, um die Diskrepanz zwischen den beiden Naturen zumindest zu mindern.

Am Beispiel des Gewerbehof wird dieser Punkt deutlicher. Hier gibt es auch positive Stimmen aus der Seestadt. Sandra (Interview 30.08.23) empfindet die negativen Kommentare über die Seestadt, die sie vor allem in ihrer Arbeit, die sich in der Innenstadt Wiens befindet, mitbekommt, als unfair und überzogen. Sie spüre die gewollte Dynamik der Seestadt, dass sich Leute einbringen können und dass auf Grün in der Stadt geachtet wird. Amalia (*ibid.*) warf auch ein, dass viele Bäume sehr jung sind und sie sich vorstellen kann, dass alles ganz anders wirkt, wenn ein bisschen Zeit vergangen ist. Das ist insgesamt ein wichtiger Punkt, da die Projektion in die Zukunft oft ein Antrieb für das Wohnen in der Seestadt und damit auch das Projekt ist. Wie sich später noch zeigen wird, brauchen manche Dinge Zeit sich zu entwickeln, beziehungsweise müssen gewisse Routinen auch erst erlernt werden – wodurch wieder der Aspekt der Gegenwart und der des zum Alltag machen deutlich werden. Amalia (*ibid.*) erwähnte auch, dass ein Freund von ihr, der Architekt ist, sie einmal besuchen kam und den Wohnblock, in dem sie lebt, als sehr schön empfand. Da beide

im neueren Teil der Seestadt wohnen, kann gesagt werden, dass gewisse Erkenntnisse beim bisherigen Bau der Seestadt auch umgesetzt werden. Darüber hinaus sprechen sich beide, Amalia und Sandra, gegen die Befürchtung aus, dass die Seestadt verkomme. Ab und an wurde nämlich die Angst geäußert, dass vor allem die Lage, die langsame Bebauung und das fehlende soziale Leben viele Menschen aus der Seestadt wieder treibe und sich so keine festen Strukturen bilden können.

Ich hatte zur Seestadt auch ein Gespräch mit Mag. Dr. Elisabeth Oberzaucher (Interview 20.10.22), Verhaltensbiologin an der Universität Wien, die sich seit Jahren mit dem Verhältnis zwischen menschlichem Verhalten in gebauten Umgebungen wie der Seestadt beschäftigt. Mir ist dabei bewusst, dass Erkenntnisse aus der biologischen Anthropologie in der Kultur- und Sozialanthropologie einen essentialistischen Beigeschmack haben; ein Standpunkt, den ich auch so weitgehend unterstütze. Doch in unserem Gespräch über ihre Forschung und Meinungen sind mir viele interessante Denkanstöße gekommen, die ich, eher plump formuliert, als gedankliches Setting zum Umgang mit unserer Umwelt sehe, die ich in der Arbeit selbst jedoch dann durch eine kulturelle Linse analysiere. Die Stadt, wie wir sie kennen, als gebaute Umwelt ist ein recht junges Phänomen in der Geschichte der Menschheit und so hatte unser Gehirn noch nicht die Zeit sich an alles anzupassen. Wir finden daher in der Stadt Gegebenheiten ansprechend, die wir in der Natur auch so vorgefunden hätten: Erhöhungen zum Ausblick, weite Flächen, Rückzugsorte, Wasser und dergleichen. Und die Stadt hat nun mal Nachteile, wie Verschmutzung oder Anonymität, doch genauso Vorteile wie Handel, Austausch und ein Ressourcen schonenderer Lebensstil durch die dichte Bebauung. Oberzaucher würde daher nicht die Frage stellen, ob wir, als Menschen, Stadt können, sondern was kann die Stadt für uns? Stark vereinfacht gesagt, spricht sie sich für mehr öffentlichen Raum zur Interaktion untereinander, aber auch mit der Stadt selbst, aus. Die Menschen brauchen Räume und Möglichkeiten, die Beziehungen untereinander und mit ihrem Wohnort zu pflegen. Das kostet Zeit, Geld und Nerven, ist aber für die Stadt der Zukunft ein wichtiger Einwand, wenn anerkannt wird, dass die Leute sich ja auch mit der Seestadt auseinandersetzen wollen und sollen. Diese Interaktion darf gerne sichtbar sein und auch sichtbar gemacht werden und so spricht sie sich für eine Hässlichkeit, also einen Mut zur Imperfektion, der Stadt aus, da ansonsten das eintritt, was jetzt schon passiert: Unter der Woche ist die Seestadt sehr leer und es gibt keine „Hinweise der

Anwesenheit während der Abwesenheit“, weil die Menschen keinen Anreiz zum Bleiben verspüren.

Hiermit ist für die Seestadt festzuhalten, dass:

- es als Stadtentwicklungsprogramm versucht innovativ zu bleiben und das, gepaart mit der Eigeninitiative der Bürger*innen, eine spürbare Dynamik erzeugt.
- die Ambitionen des Masterplans zur Nachhaltigkeit stark neoliberal anmuten und sich so wenig auf Begrünung fokussieren.
- bottom-up Projekte durchaus erwünscht sind, jedoch viele Faktoren, wie Finanzierung, die Bankenkrise 2008/09, COVID-19, dem russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine oder einfach die österreichische Bürokratie (Interview 13.09.2022), diese beeinflussen und verzögern können.
- insgesamt eine positive Entwicklung in der Seestadt zu beobachten ist, doch trotzdem noch viel Luft nach oben ist für eine Stadt der Zukunft.

5.2 Die Standorte

In diesem Kapitel geht es mir um eine rein räumliche Beschreibung der Standorte, um einmal dem Thema dieses Kapitels treu zu bleiben. Andererseits wird in den darauffolgenden Kapiteln beschrieben, wie die Hochbeete zu den Gruppen gekommen sind und wie diese die dann aufgestellt haben. Da ich diesen Akt eher zur Aneignung des öffentlichen Raums zählen würde, geht es hier rein darum, ein Bild des Raums zu schaffen, in dem sich das Projekt und die Teilnehmenden bewegt haben.

Habibi & Hawara: Die Restaurant-Kette Habibi & Hawara hatte auch einen Standort in der Seestadt, am Simone-de-Beauvoir-Platz. Die Lage war für das Projekt eigentlich hervorragend, da sich dieser Standort in der sogenannten Einkaufsmeile befand und durch das wechselnde Klientel auch mehr Menschen angesprochen hätte. Auch die Verbindung zwischen frischer Küche und selbstangebauten Kräutern hätte die Grundidee des Projekts sichtbar gemacht. Die Idee der Kette war es Geflüchteten und sozial benachteiligten Menschen einen Arbeitsplatz und Wien eine österreichisch-levantinische Küche zu bieten. Um den Inklusionscharakter des Projekts zu fördern, kam Jan auch mit der Betreiberin der Filiale ins Gespräch und 2022 wurden zwei Hochbeete ausgeliefert. Dabei kam es aber zum ersten Problem. Zwar bepflanzte das Team des Restaurants die Hochbeete trotz der späten Auslieferung am 18.07.22, doch kurz darauf kam die Sommerpause, in der das Restaurant mehrere Wochen am Sück

geschlossen war. In dieser Zeit war niemand im Restaurant und konnte sich so auch nicht um die Beete kümmern. Daher fühlte sich niemand zuständig und/ oder wohnte nah genug, um eben mal zum Gießen vorbeizuschauen. Die Pflanzen vertrockneten daher sehr schnell. Als das Restaurant nach der Sommerpause wieder hätte aufmachen sollen, musste die Kette Insolvenz anmelden und vier der fünf Standorte schließen. Einer davon war der in der Seestadt. Für Jan kam dann das Problem, dass die Hochbeete als Eigentum des Restaurants angesehen und somit auch fast versteigert wurden. Doch nach einigen Telefonaten konnte das geklärt werden und die zwei Hochbeete fielen wieder zu den Ackerhelden. Diese beiden stehen jetzt am Gewerbehof. Das Habibi & Hawara ist ein gutes Beispiel, dass, wenn Leute ihre Position in einem Projekt nicht mehr wahrnehmen können, die freiwerdenden Ressourcen umverteilt werden, um das Projekt aufrecht zu erhalten. Da sich dieser Standort nicht gehalten hat und ich durch die genannten Umstände auch keine Interviews oder ähnlichen Kontakt mit irgendeiner Person aus dem Restaurant aufnehmen konnte, werde ich diesen in der restlichen Arbeit auch nicht mehr anführen.

Gewerbehof: Der Gewerbehof liegt im neueren Teil der Seestadt. Dieser Bereich der Seestadt repräsentiert die Vision einer nachhaltigen, urbanen Entwicklung, die sowohl Wohn- als auch Arbeitsräume harmonisch miteinander verbindet. Die angrenzende Wohnsiedlung, die mit dem Gewerbehof eine Art Block bildet, wird im Westen vom Lina-Bo-Bardi-Platz, im Süden von der Eileen-Gray-Gasse, im Osten von der Sonnenallee und im Norden von der Mela-Köhler-Straße begrenzt. Diese klar definierten Grenzen verleihen dem Gewerbehof eine zentrale Lage innerhalb des Stadtteils und machen ihn zu einem Knotenpunkt für die umliegenden Wohn- und Arbeitsbereiche. Der Gewerbehof selbst ist ein multifunktionaler Komplex, der eine Vielzahl unterschiedlicher Nutzungen unter einem Dach vereint. Neben Produktionsstätten, die Platz für kreative und handwerkliche Tätigkeiten bieten, finden sich hier auch Gemeinschaftsräume, die für verschiedene soziale und kulturelle Aktivitäten genutzt werden können. Die Büros, die Teil des Gewerbehofs sind, ermöglichen es den Bewohner*innen der Seestadt, in unmittelbarer Nähe ihres Wohnortes zu arbeiten, was den Gedanken einer städtischen Nachhaltigkeit weiter fördert. Zusätzlich gibt es eine Kinderbetreuungseinrichtung, die es Familien erleichtert, Beruf und Familie miteinander zu vereinbaren, sowie einen Spielplatz, der den jüngsten Bewohnerinnen der Seestadt einen sicheren Raum für Spiel und Bewegung bietet. Dies spiegelt sich auch im jungen Alter der Anrainer*innen wider.

Die gesamte Anlage des Blocks mit Wohnhäusern und dem Gewerbehof liegt bereits leicht erhöht und thront somit etwas über den umliegenden Straßen und Gebäuden. Diese Erhöhung verleiht der Anlage nicht nur eine gewisse Sichtbarkeit, sondern schafft auch einen natürlichen Übergang zwischen öffentlichem und privatem Raum. Der Zugang zur Anlage erfolgt über mehrere Treppen oder Rampen, die von verschiedenen Seiten in den Innenhof führen. Dieser Innenhof bildet das Herzstück der Anlage und ist ein lebendiger Ort, der sowohl den Bewohner*innen als auch den Beschäftigten des Gewerbehofs zur Verfügung steht. Hier finden sich der Spielplatz, zahlreiche Sitzgelegenheiten sowie Anliegergärten, die von den Bewohner*innen gepflegt werden. Öffentliche Grünflächen mit Blumen sorgen für eine angenehme Atmosphäre und laden zum Verweilen ein.

Über zusätzliche Treppen gelangt man schließlich zur nochmal höher gelegenen Freifläche des Gewerbehofs. Diese Freifläche ist ein weiterer wichtiger Bestandteil der Anlage und bietet Raum für größere Versammlungen, Veranstaltungen oder einfach nur zum Entspannen und Genießen der Aussicht. Aufgrund der erhöhten Lage des Gewerbehofs sind die Hochbeete, die auf dieser Freifläche aufgestellt wurden, nur über den Vordereingang barrierefrei zugänglich. Dies führt dazu, dass die gesamte Fläche eher versteckt und abgegrenzt wirkt, was ihr eine besondere Intimität verleiht. Gleichzeitig führt diese Abgeschlossenheit jedoch dazu, dass die Hochbeete und die Freifläche in erster Linie den Bewohner*innen und Nutzer*innen des Gewerbehofs vorbehalten bleiben, die diese besonderen Räume für sich in Anspruch nehmen können. Der Gewerbehof verkörpert somit eine Symbiose aus Arbeits-, Wohn- und Freizeitflächen und stellt ein Beispiel für moderne Stadtentwicklung dar, die sich an den Bedürfnissen der Menschen orientiert und ihnen vielfältige Nutzungsmöglichkeiten bietet.

Seebogen: Der Seebogen gehört zu den ältesten Standpunkten des Projekts. Er liegt auch im neueren Teil der Seestadt, zwischen der Seestadtpromenade im Süden, der Eileen-Gray-Gasse im Norden und dem Lina-Bo-Bardi-Platz im Westen. Damit liegt er nicht weit vom Gewerbehof entfernt. Das Gebäude selbst ist ein Hochhaus, das ausschließlich Wohnflächen beherbergt und somit keiner kommerziellen Nutzung unterliegt. Dies verleiht dem Seebogen eine ruhige und eher private Atmosphäre, die sich deutlich von der geschäftigen Betriebsamkeit im Gewerbehof unterscheidet. Die Hochbeete wurden im Garten des Hochhauses aufgestellt, der durch eine leichte Erhöhung vom Garten des benachbarten Hochhauses getrennt ist. Diese räumliche

Trennung schafft nicht nur eine klare Abgrenzung zwischen den beiden Wohnanlagen, sondern unterstreicht auch die unterschiedlichen Nutzungsschwerpunkte der jeweiligen Flächen. Das benachbarte Hochhaus, das zwischen dem Seebogen und der U-Bahn-Station Seestadt liegt, beherbergt neben mehreren Wohnungen auch einen Kindergarten sowie eine weitere soziale Einrichtung. Diese zusätzlichen Einrichtungen machen das zweite Hochhaus zu einem lebendigen Ort, an dem täglich viele Menschen zusammenkommen, darunter Familien, Kinder und Pädagog*innen. Der dort ebenfalls angelegte kleine Spielplatz betont die Funktion des Hauses als Ort für gemeinschaftliche Aktivitäten und soziale Interaktion.

Die Nähe des Seebogens zur U-Bahn-Station Seestadt, einer der zentralen Verkehrsknotenpunkte des Stadtteils, sorgt für einen regen Menschenfluss in der Umgebung. Dies bedeutet, dass viele Menschen, die täglich an diesem Ort vorbeikommen, potenziell auf das Projekt aufmerksam werden können. Die Hochbeete im Garten des Seebogens bieten somit nicht nur den Bewohner*innen des Hochhauses die Möglichkeit, sich an urbanem Gärtnern zu beteiligen, sondern tragen auch dazu bei, das Bewusstsein für nachhaltige städtische Entwicklungen in der gesamten Seestadt zu fördern. Der Seebogen steht damit exemplarisch für das Zusammenspiel von Wohn- und Grünflächen in einer modernen, durchdacht gestalteten urbanen Umgebung.

Georgine-Steininger-Weg: Durch das öffentliche Ausschreiben des Projekts über das Stadtteilmanagement kamen neben den beiden HaBit-WGs, die im Folgenden dann beschrieben werden, auch dieser Standort zustande, da der Vater der Bewerberin im Rollstuhl sitzt. Es wurde hier also auch auf die Inklusion von Menschen mit Behinderung und/oder die, die einen Rollstuhl benutzen, geachtet. Daher ist dieses Hochbeet eins der drei unterfahrbaren und wurde, wie die restlichen zwei auch, von Jugend am Werk gebaut. Der Georgine-Steininger-Weg liegt im Süden der Seestadt und verbindet die Ilse-Arlt-Straße mit dem Yella-Hertzka-Park. Zuvor sollte es eher in Richtung Ilse-Arlt-Straße stehen, wurde dann aber von den Teilnehmenden selbstständig, und ohne Absprache mit Jan, in Richtung des Yella-Hertzka-Parks verschoben. Dadurch liegt es näher an dem Garten der Teilnehmenden, aber etwas abgelegener als gedacht. In Zukunft, da der Yella-Hertzka-Park Teil des beschriebenen Grünstreifens der Seestadt werden soll, könnte dies sich jedoch

aufheben, da jetzt schon einige Menschen immer wieder dort spazieren gehen und meiner Meinung nach mehr als auf der Straße mit Autoverkehr.

HaBit Garconnieren Verbund, Ilse-Buck-Straße: Die Wohngemeinschaft des Hauses der Barmherzigkeit (HaBit) ist eine sozialpädagogische Einrichtung, die speziell für erwachsene Menschen mit mehrfachen Behinderungen konzipiert wurde. Diese Wohngemeinschaft bietet den Bewohner*innen die Möglichkeit, entweder alleine oder in kleinen Gruppen in einem unterstützten Umfeld zu leben. Dabei zielt das Konzept darauf ab, den Bewohner*innen ein möglichst selbstständiges Leben zu ermöglichen, während sie gleichzeitig durch die Mitarbeiter*innen des HaBit tagsüber umfassend betreut und unterstützt werden. Diese Unterstützung reicht von alltäglichen Hilfestellungen bis hin zu speziellen pädagogischen Maßnahmen, die individuell auf die Bedürfnisse der Bewohner*innen abgestimmt sind. Das Ziel ist es, den Bewohner*innen eine hohe Lebensqualität zu bieten und ihnen Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen.

Ein besonderer Aspekt dieser Einrichtung ist das Hochbeet, das auf dem Gelände der Wohngemeinschaft aufgestellt wurde. Dieses Hochbeet wurde von der Organisation Jugend am Werk, einer Einrichtung, die Menschen mit Behinderungen in ihrer beruflichen und persönlichen Entwicklung unterstützt, gebaut. Das Hochbeet dient nicht nur der Verschönerung des Innenhofs, sondern wird auch aktiv von den Bewohner*innen genutzt, um Pflanzen zu pflegen und gärtnerische Tätigkeiten auszuführen. Dies bietet den Bewohner*innen eine sinnvolle Beschäftigung und fördert gleichzeitig ihre motorischen Fähigkeiten sowie ihr Verantwortungsbewusstsein. Die Wohngemeinschaft selbst liegt im Norden der Seestadt. Der weitläufige Innenhof, der die Wohngemeinschaft mit den umliegenden Gebäuden wie dem Leuchtturm Seestadt und einem Standort von Jugend am Werk verbindet, bietet den Bewohner*innen reichlich Platz für Erholung und Freizeitaktivitäten. Der Innenhof ist mit Spielplätzen und großzügigen Rasenflächen ausgestattet, die sowohl den Bewohner*innen der Wohngemeinschaft als auch den Menschen aus den umliegenden Einrichtungen als gemeinschaftlicher Raum dienen. Hier können sich die Bewohner*innen frei bewegen, sich an der frischen Luft aufhalten und soziale Kontakte knüpfen.

Die Entscheidung, das Hochbeet im Innenhof der Wohngemeinschaft aufzustellen, wurde durch die bereits vorhandenen drei Hochbeete, die ebenfalls von Jugend am Werk gebaut wurden, erleichtert. Diese Hochbeete waren bereits erfolgreich im

Einsatz und wurden von den Bewohner*innen und Mitarbeiter*innen gleichermaßen geschätzt. Daher war die Frage nach dem genauen Standort des neuen Hochbeets nicht allzu aufwendig zu klären. Iris und ich trafen uns lediglich einmal mit dem Architekten, um sicherzustellen, dass der gewählte Standort für das neue Hochbeet geeignet war und keine funktionalen oder sicherheitstechnischen Bedenken bestand. Ein wichtiger Punkt, den wir bei der Standortwahl berücksichtigen mussten, war die Nähe zur Feuerwehreinfaahrt. Es musste sichergestellt werden, dass das Hochbeet nicht im Weg stand und die Zufahrt für Einsatzfahrzeuge nicht behindert wurde. Nachdem diese Frage geklärt war und der Standort als unproblematisch eingestuft wurde, konnte das Hochbeet schließlich angeliefert und installiert werden. Diese sorgfältige Planung und Abstimmung gewährleistete, dass das Hochbeet sowohl den funktionalen Anforderungen als auch den Bedürfnissen der Bewohner*innen gerecht wurde und sich nahtlos in die bestehende Infrastruktur des Innenhofs integrierte.

HaBit-WG Gisela-Legath-Gasse: Die Wohngemeinschaft des Hauses der Barmherzigkeit (HaBit) ist als sozialpädagogische Einrichtung speziell für mehrfach behinderte Kinder konzipiert. Im Gegensatz zu den anderen beschriebenen Einrichtungen, die sich auf Erwachsene konzentrieren, richtet sich dieses Haus gezielt an Kinder, die intensive Betreuung und Unterstützung benötigen. Diese Wohngemeinschaft bietet den Kindern ein sicheres und unterstützendes Umfeld, in dem sie sowohl individuelle Förderung als auch soziale Integration erfahren. Die Mitarbeiter*innen des HaBit setzen alles daran, den Kindern ein möglichst normales und erfülltes Leben zu ermöglichen, indem sie ihnen die notwendigen Hilfestellungen im Alltag geben und gleichzeitig Raum für Selbstbestimmung und persönliche Entwicklung schaffen. Der Standort dieser Einrichtung befindet sich im südlichen Teil der Seestadt, einem ruhigen und familienfreundlichen Bereich der Seestadt. Dieser Standort war der erste, der im Rahmen des Projekts Anfang Juli aufgebaut wurde. Das Hochbeet – wie auch das Hochbeet in der Ilse-Buck-Straße – wurde von der Organisation Jugend am Werk gebaut. Dies fördert nicht nur ihre motorischen Fähigkeiten, sondern gibt ihnen auch das Gefühl, an der Gestaltung ihres Umfelds mitzuwirken, was für ihr Selbstbewusstsein von großer Bedeutung ist.

Die Frage, wo genau das Hochbeet aufgestellt werden sollte, stellte jedoch eine besondere Herausforderung dar. Die Platzierung vor dem Gebäude wurde schnell verworfen, da der Platz dort bereits für die Parkplätze der Transporter benötigt wurde.

Diese Fahrzeuge spielen eine zentrale Rolle im Alltag der Kinder, da sie regelmäßig genutzt werden, um die Kinder zu verschiedenen Unternehmungen und Therapieangeboten zu bringen. Diese Transporte sind ein wesentlicher Bestandteil des pädagogischen Konzepts, da sie den Kindern Abwechslung bieten und ihnen die Möglichkeit geben, die Welt außerhalb der Wohngemeinschaft zu erkunden. Eine Platzierung des Hochbeets auf der Gisela-Legath-Gasse, die das Gebäude umgibt, war ebenfalls problematisch, da es sich hierbei um öffentlichen Grund handelt. Auf öffentlichem Boden hätte das Hochbeet nicht nur möglicherweise den Verkehr behindert, sondern wäre auch weniger geschützt gewesen und hätte den Kindern nicht die nötige Privatsphäre geboten. Die anderen Seiten des Gebäudes sind von Rasenflächen umgeben, die jedoch aufgrund ihrer Unebenheiten schwer für Kinder im Rollstuhl zugänglich sind. Letztendlich fiel die Entscheidung, das Hochbeet im Garten der Wohngemeinschaft aufzustellen. Dieser Garten ist über das Spielzimmer erreichbar, das einen zentralen Raum für die Kinder darstellt, in dem sie spielen, entspannen und mit ihren Betreuer*innen interagieren können. Der Garten bietet eine geschützte und ruhige Umgebung, in der die Kinder das Hochbeet nutzen können, ohne dabei von äußeren Einflüssen gestört zu werden. Um jedoch auch einen Zugang von außen zu ermöglichen, wurde das Hochbeet in der Nähe des Zauns aufgestellt, der den Garten umgibt. Dies gewährleistet, dass das Hochbeet von außen zugänglich ist, gleichzeitig aber in einer Position bleibt, die den Bedürfnissen der Kinder gerecht wird. Durch die Platzierung nahe am Zaun bleibt das Hochbeet allerdings auch eher unscheinbar und ist nicht auf den ersten Blick zu erkennen. Dies trägt dazu bei, dass es vor neugierigen Blicken geschützt ist und den Kindern einen privaten Rückzugsort bietet. Allerdings bedeutet dies auch, dass das Hochbeet nicht für alle Bewohner*innen der Seestadt leicht zugänglich ist, sondern in erster Linie den Kindern der Wohngemeinschaft zur Verfügung steht. Diese Entscheidung reflektiert den besonderen Schutz und die individuelle Förderung, die die Einrichtung den Kindern bietet, und stellt sicher, dass das Hochbeet optimal in den Alltag der Wohngemeinschaft integriert ist.

Bildungscampus Lieselotte Hansen-Schmidt: Der Bildungscampus Lieselotte Hansen-Schmidt befindet sich neben dem Elinor-Ostrom-Park und der Barbara-Prammer-Allee. Ein besonderer Aspekt dieses Bildungscampus ist das Hochbeet, das von der Organisation Ackerhelden errichtet wurde. Diese Organisation ist bekannt für ihre Arbeit im Bereich der urbanen Landwirtschaft und fördert Projekte, die Kindern und

Jugendlichen den Anbau von Gemüse und Kräutern näherbringen. Das Hochbeet wurde Ende 2023 offiziell in das Projekt „Dezentrale Gärten“ eingebunden, das darauf abzielt, städtische Grünflächen für gemeinschaftliche Gartenprojekte zu nutzen. Dieses Projekt spielt eine wichtige Rolle in der Umweltbildung, da es den Wert von Nachhaltigkeit und Eigenanbau vermittelt. Leider konnte ich mir das Hochbeet selbst nicht anschauen, da es erst zu einem späten Zeitpunkt in das Projekt integriert wurde.

Eine der größten Herausforderungen, die mit der Platzierung dieses Hochbeets einhergeht, ist die eingeschränkte Zugänglichkeit. Um zum Hochbeet zu gelangen, muss man das Gelände der Schule betreten, was nur außerhalb der regulären Schulzeiten möglich ist. Dieser Umstand schränkt die Möglichkeiten für Interessierte erheblich ein, das Hochbeet zu besichtigen oder daran teilzuhaben. Die Tatsache, dass der Zugang während der Schulzeiten stark reguliert ist, könnte viele potenzielle Besucher davon abhalten, das Hochbeet überhaupt zu entdecken, geschweige denn mit ihm zu interagieren. Dies ist ein entscheidender Nachteil, da die öffentliche Wahrnehmung und das Engagement für das Hochbeet dadurch stark eingeschränkt werden. Trotz dieser Einschränkungen darf man jedoch nicht die Bedeutung eines Hochbeets unterschätzen, das sich direkt auf einem Schulgelände befindet. Für die Schüler*innen bietet es eine einzigartige Gelegenheit, täglich mit dem Hochbeet zu interagieren und direkt zu erfahren, wie Pflanzen wachsen und gedeihen. Indem die Kinder aktiv in den Pflegeprozess des Hochbeets eingebunden werden, lernen sie den Kreislauf der Natur auf eine ganz praktische Weise kennen, was im Kontext einer urbanen Umgebung von unschätzbarem Wert ist. Darüber hinaus ist geplant, auf dem Gelände des Bildungscampus Teile des Erlebnispfades aufzubauen, was den didaktischen Wert dieses Standorts weiter erhöht. Durch die Integration des Erlebnispfades in den Bildungscampus wird eine Brücke zwischen formaler Bildung und praktischen Umweltprojekten geschlagen, die den Schüler*innen einen ganzheitlichen Bildungsansatz bietet. Diese Kombination aus Hochbeet und Erlebnispfad verstärkt den didaktischen Nutzen erheblich und trägt dazu bei, dass Umweltbildung zu einem festen Bestandteil des schulischen Alltags wird.

Insgesamt ist das Hochbeet auf dem Bildungscampus Lieselotte Hansen-Schmidt trotz der eingeschränkten Zugänglichkeit ein bedeutender Schritt, um die nächste Generation für Umweltthemen zu sensibilisieren. Es fördert nicht nur das Verständnis für ökologische Zusammenhänge, sondern bietet auch einen konkreten Anknüpfungspunkt für praktische Lernaktivitäten im Rahmen des Schulalltags. Durch

die tägliche Präsenz des Hochbeets und die geplante Erweiterung durch den Erlebnispfad kann der Bildungscampus eine Vorreiterrolle in der Umweltbildung innerhalb des Projektes und auch darüber hinaus übernehmen.

Die Standorte alle in eine gemeinsame Zusammenfassung zu stecken, würde ihre Verschiedenheit herunterspielen. Was die Hochbeete jedoch gemeinsam haben, dass sie die Teilnehmenden und Passierende einladen einen Dritten Ort aufzubauen. Daher würde ich diesen Teil der Arbeit gerne mit einem Artikel von Ray Oldenburg (1996) abschließen, und damit auch zusammenfassen, in dem er über die wichtigsten Punkte spricht, was Dritte Orte für eine Nachbarschaft tun können. Primär, und das kann auch eins zu eins auf das Projekt übertragen werden, müssen diese Orte lokal, also begrenzt auf die Seestadt, unabhängig, durch die Ackerhelden als kleines Unternehmen, und zu Fuß zu erreichen, bisher alle in unter einer Stunde, sein. In dem Artikel spricht er zehn Punkte an, die ich aufgreifen möchte und erkläre, wieso diese auch auf das Projekt zutreffen.

Dritte Orte sind gut für die Nachbarschaft, denn sie

1. vereinen die Nachbarschaft. Das Projekt hat auf jeden Fall Menschen zusammengebracht, die sich, wie am Beispiel des Gewerbehofs sehr deutlich, sonst nicht kennengelernt hätten.
2. bieten einen Einstieg. Durch den offenen Charakter des Projekts, dass Menschen zu bestehenden Gruppen ohne weiteres dazustoßen könnten, bieten sie Neulingen in der Seestadt einen Anhaltspunkt, sich in der Nachbarschaft zurechtzufinden.
3. bringen Leute mit den gleichen Interessen zusammen. Der offensichtlichste Punkt ist das Gärtnern. Doch auch Menschen, wie jene der Möbelgruppe, werden eingebunden, sich nicht nur untereinander zusammen zu tun, sondern diese Interessen auch zusammenzutragen. Das bestärkt nur den ersten Punkt. Abgesehen davon möchte ich betonen, dass es sich nie nur um Gärtnern handelt, sondern dass dieser immer wieder aus einer politisierten Linse betrachtet werden kann. Ob sich die Menschen dem bewusst sind oder nicht, verändern sie ihre Nachbarschaft von unten nach ihren Wünschen. Das bricht das Monopol des Infrastrukturbaus durch Wirtschaft und Staat.
4. bringen Menschen verschiedener Generationen zusammen. Das war auch wieder sehr gut am Gewerbehof zu sehen, dass Menschen unterschiedlichen

Alters zusammenkommen. Daher verstehe ich auch Jans Ansatz, er wünsche sich noch Familien und Rentner*innen im Projekt, da eben dieser Ansatz des gemeinsamen Interesses diese weiten Sprünge überwinden kann.

5. bieten Formen der Nachbarschaftshilfe. Dieser Punkt ist eher abstrakt, da Nachbarschaftshilfe außerhalb des Projekts passiert. Doch wenn man sich anschaut, dass manche Gruppen mit ihrer Ernte zusammen gekocht haben, so ist es zu erwarten, dass der Austausch anderer Güter stattfinden wird. Dieser findet ja auch bereits dadurch statt, dass zusammen Werkzeuge gekauft werden, die dann auch der Gemeinschaft nutzen sollen.
6. regen politische Debatten an. Was eine politische Debatte ist und was nicht, möchte ich jetzt hier nicht ausdiskutieren. Vielmehr sehe ich das Potenzial darin, dass alltägliche Situationen thematisiert werden, die politische Debatten fördern oder auf anderer Ebene deren zentrales Thema sind. Sollten sich in Zukunft die Gruppen mehr austauschen, auch über die Feste, so gibt es das Potenzial, dass behinderte Menschen, Migrant*innen, Ältere, Kinder und so viele Randgruppen mehr aufeinandertreffen, um ihrem gemeinsamen Hobby nachzugehen. Das führt zu einer Sensibilisierung und auch Normalisierung solcher Themen, durch den reinen Austausch und die Auseinandersetzung, was einen größeren politischen Wert hat, als es auf den ersten Blick erscheinen mag.
7. verringern die Lebenskosten durch Ratschläge und Entspannung. Ob Hinweise und Ratschläge in diesem Projekt so ergiebig sind, dass Lebenskosten verringert werden können, ist schwer zu sagen. Am ehesten wäre das in Hinsicht auf den eigenen Gemüseanbau und dass dieser durch die biologische Art und Weise natürlich Einfluss auf den Körper hat. Jedoch entzieht sich das meinem Wissen und dem Fokus dieser Arbeit. Trotzdem wird aber auch der Faktor der Ruhe durch das Gärtnern angesprochen und dass die Beete als Dritte Orte der Ruhe gesehen werden. Es ist nicht zu unterschätzen, dass in einer Zeit, die von Hektik und Stress geprägt ist, und in der Menschen Ruhe und Rückzug aus dem Arbeitsalltag suchen, Hochbeete und Gärtnern eben dies bieten können, ein wertvoller Zusatz für die Nachbarschaft ist.
8. bieten Unterhaltung abseits der elektronischen/Massen Medien. Gärtnern als Hobby ist extrem analog und durch die Möglichkeiten sich dadurch auch einfach mit anderen Menschen an der frischen Luft zu vernetzen, bietet der Gemeinschaft viel.

9. schaffen Freundschaft. Wenn sich mehrere Leute in der Nachbarschaft kennen, so ergeben sich die angesprochenen Punkte der Ruhe und des Vertrauens gegenüber einander. Es geht hier nicht um innige Freundschaften bis an das Lebensende, sondern an ein Gemeinschaftsdenken, dass auch dazu führt, dass die Nachbarschaften gerne und lange bewohnt werden. Dadurch werden sie auch mehr belebt und gepflegt, wodurch sich eine Aufwertung des Viertels ergibt.
10. sie sind wichtig für Rentner*innen. Abgesehen von dem bereits angesprochenen Punkt des Mehrgenerationenprojekts, kann von hier aus in Zukunft vielleicht ein Ansatz gesehen werden, Alterseinsamkeit zu überwinden. So kümmern sich die Ackerhelden in einem anderen Projekt bereits darum, dass ein Altersheim und ein Kindergarten zusammen an Beeten arbeiten. In einer Gesellschaft, die immer älter wird, aber nicht die nötigen sozialen Grundlagen aufbaut, dass diese auch auf sozialer Ebene aufgefangen wird, klingt dieser Fokus redundant, aber ist definitiv nicht zu unterschätzen.

6. Zeit

Ich sag' immer Synergien und Netzwerke, damit steht und fällt vieles. Also wieso nicht das Wissen und das, was ich habe an Energie, um was viel Größeres zu schaffen?

In diesem Kapitel geht es viel darum, wie sich die Menschen innerhalb des Projekts verhalten haben. Um einen Geschmack zu bieten, wie es bottom-up-Projekten in der Seestadt gehen und welche Hürden die Dezentralen Gärten erleben könnten, möchte ich dieses Kapitel mit zwei Interviews eines anderen Vereins einleiten. Daraufhin folgen, wie angekündigt, die Planung des Projekts durch die Ackerhelden als Vergangenheit, meine Beobachtung der Teilnehmenden als Gegenwart und eine ausführliche Beschreibung des Erlebnispfades und des sprechenden Gartens als Elemente der Umweltbildung, die in der Zukunft verortet werden.

6.1 Bottom-up-Projekte in der Seestadt

So erzählten mir sowohl Katarina Rimanóczy (15.06.23), Obfrau des Vereins SeestadtGrün und Initiatorin des Forschungsprojekts Essbare Seestadt, als auch Brigitte Hein (03.10.22), Mitbegründerin und langjähriges Mitglied des Vereins SeestadtGrün, über die Schwierigkeiten, die ihr Verein über die letzten Jahre hatte. Der Verein entstand durch den Wunsch, die starke Versiegelung der Seestadt zu Beginn des großflächigen Baus 2015 aufzubrechen. Sie wollten zum einen niederschwellige Natur, in der sich Menschen aufhalten können, beziehungsweise essbare grüne Infrastruktur; angelehnt an das grüne Marketing der Seestadt. Dem Verein gegenüber wurde einmal geäußert, dass bei der Planung der Seestadt der Klimawandel und das Umweltbewusstsein noch nicht derart bekannt waren. Wie bereits weitgehend bekannt sein dürfte, war der Klimawandel und seine Folgen schon in den 1970er Jahren bekannt, weswegen gesagt werden kann, Wirtschaft und Politik haben seither einfach nicht die passenden Weichen stellen wollen – mit Betonung auf dem Willen, der die Machtstruktur klar definiert. Durch die immer größere kulturelle und soziale Sensibilität gegenüber dem Thema Umwelt, werden aber genau die Infrastrukturen immer sichtbarer, die eben fehlen (Starosielski 2012: 40), um solche Probleme anzugehen.

Weniger überraschend war auch die Zusammenarbeit mit der Stadt Wien aus mehreren Gründen schwierig. Zum einen waren für die verschiedenen angedachten Projekte verschiedene Magistrate und Dienststellen zuständig, wodurch eine Zusammenarbeit eher zu einem Herumschieben der Verantwortung wurde. Katarina ist dies umgangen, indem sie die jeweils verantwortlichen Mitarbeitenden einzeln zu sich eingeladen und ein eher informelles Gespräch gesucht hat. Die dadurch entstandene Nähe hat einige von ihrer starren Sicht auf das Problem wegbewegt. Die

Bürokratie als System zwingt also die Menschen, die sie ausführen, sich genauso irrsinnig zu ver-, um die jeweilige Machtposition auch recht zu erhalten (vgl. Herzfeld 1997). Diese aufgestellten Regeln werden aber auch dann nicht angepasst, wenn gewisse Problematiken dafürsprechen würden. Als weiteres Beispiel durften auch Obstbäume nicht eingepflanzt oder –setzt werden, da diese dadurch angezogenen Wespen und das Fallobst eine Gefahr für Menschen im öffentlichen Raum darstellen würden. Für Katarina war das ein herber Schlag, da sie in einem Dorf in der Slowakei aufgewachsen ist, in dem an jedem Eck ein Obstbaum stand. Bei einem Besuch in der Heimat wurde ihr deutlich, wie sehr das in einer Stadt wie Wien fehlt.

Durch die beschriebenen bürokratischen Hürden hat auch der Bau der sogenannten Seestadt Lounge von der Planung bis zur Umsetzung fünf Jahre gedauert. Zu der Lounge, die auch ein Projekt von SeestadtGrün ist, gehören einige kleinere Flächen mit Blumen und Bäumen, eine Pergola, an denen Pflanzen auch hochwachsen können, mehrere Sitzmöglichkeiten und Tische und die Garage für das Gießrad. Sie steht auf einer der wassergebundenen Staubflächen am Hannah-Arendt-Platz und wird seit dem Bau auch fleißig genutzt, auch vom Stadtteilmanagement. Da die Garage eine Form von bedachter Konstruktion darstellt, muss der Verein alle Pflichten, Haftungen und Kosten selbst tragen. Während die ersten beiden Punkte noch verstanden und akzeptiert werden, sind die Kosten ein großes Problem für den Verein. So muss dieser jährlich über 1000 € zahlen, da es sonst zum Abriss kommen würde. Dem Verein, der damit auch zu dem erklärten Ziel der Stadt zu einer 50%-igen Begrünung des Stadtgebiets beiträgt, wird somit eine kaum tragbare Last aufgebahrt. Eine Last, die eine GmbH wie die Ackerhelden, anders tragen kann, als ein gemeinnütziger Verein, der auf Spenden angewiesen ist. Ich will hier nicht kleinreden, dass 1000 € pro Jahr auch für die Ackerhelden und ein gemeinnütziges Projekt eine hohe Summe sind, sondern hervorheben, dass es auch in diesem Umfang gewisse Machtverhältnisse und damit unterschiedliche Zugänge zu Ressourcen zwischen den Trägern gibt.

Hier sollte aber eher die dahinterliegende Struktur, die Projekten solche Bürden auferlegt, kritisiert als ein Zwist zwischen den verschiedenen Trägern, in diesem Fall die Ackerhelden und SeestadtGrün, über mehr Macht im System initiiert werden. Ich empfinde diese Diskrepanz als ein gutes Beispiel, dass Handlungsmacht zum einen ist, was die Leute machen wollen, aber zum anderen auch, was sie machen können. Abhängig von der Art der zur Verfügung stehenden Ressourcen, in dem Fall Geld, und

deren Verfügbarkeit, also wie auf sie zugegriffen werden kann, verändert sich nämlich die Handlungsmacht. Beobachtet werden kann also, dass ein kleines Unternehmen und ein Verein durchaus sehr ähnliche Schwierigkeiten bei der Umsetzung von Projekten zur Begrünung der Seestadt haben. Auch Jan würde sich einen Abbau bürokratischer Hürden wünschen, dass das Projekt einen flüssigeren Verlauf nehmen kann. Daher wird er sich in Zukunft eher auf private Haushalte und Bauträger fokussieren müssen, da die Zusammenarbeit mit diesen deutlich einfacher von statten gehen kann.

Es sollte vor Augen gehalten werden, dass Menschen nicht zwangsläufig Verantwortung übernehmen (müssen), sondern nur ihren guten Willen umsetzen wollen (Interview 05.10.22). Trotzdem wurde immer wieder kritisiert, dass der gebrachte Einsatz nicht im Vergleich zu den steten Wünschen nach mehr Grün in der Stadt steht. Die Zuverlässigkeit auf individueller Ebene sinkt stetig und auch das persönliche Engagement könnte, laut Aussagen mancher, höher sein, auch wenn viele per se von den verschiedenen Angeboten sehr begeistert sind. Chiara Certomà (Interview 05.10.22) schlägt daher ein Belohnungssystem vor, um Menschen wieder zur Teilnahme zu animieren. Dies findet auch bei SeestadtGrün statt, da man mit Gutscheinen, die in verschiedenen Geschäften innerhalb der Seestadt eingelöst werden können, für jede Stunde mit dem Gießrad entlohnt wird. Das Gießrad ist eine Erfindung von Katarinas Ehemann, Sabi Rimanóczy. Es ist ein Lastenrad mit einem vorne angebrachten Wassertank und -schlauch, mit dem durch die Seestadt gefahren werden kann, um Blumen und Grünflächen zu gießen (vgl. URL 7). Brigitte (Interview 03.10.22) kritisiert hierbei aber, dass sich auch auf das Gemeinschaftsgefühl berufen werden könne und die Arbeit auch anerkannt werden müsse, anstatt eine Belohnung im monetären, kapitalistischen Sinne einzuführen. Ein Punkt in dem sie mit Jan einer Meinung ist. Doch in einem System, in dem Menschen den Großteil ihrer Woche für Lohnarbeit aufopfern und nebenher noch Care-Arbeit und Freizeit stemmen müssen, fällt es mir schwer, sie dafür zu verurteilen, dass sie nicht noch die nötige Energie und Zeit aufbringen, sich mit der Begrünung ihres Viertels auseinanderzusetzen. Sollte es daher dazu kommen, dass Menschen ihren Platz oder sogar das gesamte Projekt aufgeben müssen, wäre es von Vorteil, wenn sie Anreize schaffen, diesen fehlenden Platz neu zu belegen; durch das Weitergeben von Ressourcen, Kontakten oder Wissen, um nur einige der vielen Möglichkeiten zu nennen.

Wenn Chiara Certomà (Interview 05.10.22) also sagt, dass, wenn du etwas tust, sagst du auch was, kann behauptet werden, dass ein Nichtstun mit Schweigen gleichzusetzen ist. In Anbetracht des Projekts Dezentrale Gärten wäre ein Belohnungssystem jedoch kaum vorstellbar, alleine da die Hochbeete schon geschenkt sind. Die Menschen haben sich aus ihrem eigenen Interesse gemeldet. Die Argumentation, dass nicht alle die Mehrarbeit der Begrünung ihrer Umwelt auf sich nehmen wollen, hält daher nur sehr schwach. Auch die Befreiung von Verantwortung sehe ich als schwierig an. Teilnehmende mit schwächerem Interesse und Partizipation nehmen anderen Menschen die Möglichkeit weg, ihre Handlungsmacht zur Begrünung der Umgebung durch die Hochbeete auszuspielen, da sie die Ressourcen dazu bekommen. Die Ressourcen könnten dann für das Gemeinwohl besser verteilt werden. Meiner Meinung nach sollte also, wenn man sich entscheidet einer solchen Initiative beizutreten, jede Person im besten Umfang ihrer Handlungsmacht arbeiten, um dem jeweiligen Ziel auch näher zu kommen.

Wie geht es bottom-up-Projekten in der Seestadt also soweit?

- Zu Anfang stehen vor allem bürokratische Hürden im Weg, die sich abhängig von den jeweils beteiligten Behörden und Magistraten deutlich unterscheiden und auch immer anders sichtbar werden können.
- Danach ist die Finanzierung eine weitere Hürde, da verschiedene bürokratische Vorschriften auch verschiedene Mehrkosten erzeugen können. Die sind zur Erhaltung des Projekts, also den eigentlichen Fixkosten, hinzuzurechnen.
- Auch wenn all diese Hürden überwunden wurden, bedarf es auch einer für das Projekt angemessenen Partizipation, die durch Lohnarbeit und weitere alltägliche Aufgaben oft sehr gering ausfallen kann. Verschiedene Systeme zur Motivation können eingeführt werden, sind jedoch dann auch immer wieder zu hinterfragen.
- Die Ackerhelden können aufgrund ihrer Größe und trotz ihres Status als GmbH eher wie ein Verein oder eine NGO gezählt werden und erfahren zumindest ähnliche Schwierigkeiten.

6.2 Das Projekt

Das Ziel des Pilot-Quartiersprojekts in der Seestadt ist es, wandel- und adaptierbare sozial-ökologische Infrastrukturprojekte innerhalb einer nachhaltigen Stadtentwicklung zu etablieren. - (Ackerhelden 2022: 2)

Bevor ich das Projekt an sich nochmal näher beschreibe, möchte ich die Träger*innen auch vorstellen. Als Tochtergesellschaft der deutschen GmbH Ackerhelden gründete sich 2017 der österreichische Ableger, zu dem Jan Pech 2019 dazu stieß und jetzt die Rolle des Geschäftsführers innehat. Die Grundidee der Ackerhelden ist die Vermietung von kleineren Parzellen zwischen 20 bis 40 Quadratmeter auf einer Ackerfläche, auf denen Privatpersonen Gemüse und weitere Nutzpflanzen ziehen können. So eine gibt es in der Seestadt auch, die jedoch nichts mit dem Projekt der Hochbeete zu tun hat. Zusätzlich bieten sie Workshops rund um das Thema Gärtnern und Umweltbildung an. Diese Idee wurde in dem Projekt Dezentrale Gärten weitergeführt, das ich im Folgenden anhand von Interviews (12.07.22), Feldnotizen, dem Pitch (Ackerhelden 2022), also der Präsentation für Investor*innen und Interessierte, und dem Internetauftritt (vgl. URL 4 & 5), näher beschreiben möchte.

Von Interesse ist der soziale Einfluss des Projekts auf die Nachbarschafts- und Quartiersentwicklung und -wahrnehmung, sowie auf eine Bewusstseinsförderung im Bereich des individuellen Ernährungsverhaltens der beteiligten Personen. Darüber hinaus soll untersucht werden, ob und wie das Projekt Dezentrale Gärten mit seinem partizipativen Ansatz einen unterstützenden Beitrag bei der Umweltkommunikation zur Umsetzung einer klimafreundlichen Stadtgestaltung und zur Vermittlung des Suffizienzgedankens an seine Teilnehmerinnen und Teilnehmer leisten kann (Ackerhelden 2022: 3).

So steht es im Pitch der Ackerhelden für das Projekt. Es soll über die Hochbeete die Beziehungen zwischen den Nachbar*innen und zum Quartier verbessert und auch das Essverhalten im Sinne der Selbstversorgung verändert werden. Das rührt daher, dass viele Menschen sich innerhalb der Stadt mehr partizipative Grünflächen, also jene, die sie durch ihre eigene Arbeit gestalten können, wünschen und der eigene Gemüseanbau meist die erste Wahl ist. Nicht nur, weil der Anbau von Gemüse im Gegensatz zu anderen Landwirtschaftsformen, wie Obsthaine oder Tierzucht, deutlich niederschwelliger ist, als auch weil durch die Ernte ein Erfolgsmoment zur weiteren Motivation generiert werden kann. Wenn wir an Beispiele wie Tomaten vom eigenen Balkon denken, kann dies sehr gut nachempfunden werden. Die Begrünung der Stadt soll also von den Bürger*innen ausgehen.

Der Aspekt der Selbstversorgung bei so kleinen Flächen, wie den Hochbeeten, und der eher geringen Anzahl an Menschen läuft eher schwer, was auch Chiara Certomà (Interview 05.10.22) bestätigt. Seit 2009 beschäftigt sie sich mit dem Thema des politischen und des urbanen Gärtnerns, das sie strikt von urbaner Landwirtschaft

trennt. Denn Urban Gardening kann die Landwirtschaft, durch die nicht vorhandene oder geringe Infrastruktur und die damit entstehenden hohen Kosten, nicht ersetzen. Deswegen geht es bei dem sozio-ökologischen Infrastrukturprojekt vielmehr darum, dass die Leute ein Gespür für den Gemüseanbau und damit die Lebensmittelproduktion bekommen. Es geht mehr darum, den Menschen grüne Infrastruktur, oder besser gesagt den Zugang dazu, zu gewähren, sodass sie sich mehr mit Umwelt und Natur, auf die urbane sowie landwirtschaftliche Entscheidungen auch Einfluss haben, auseinandersetzen.

Bei der Umsetzung des Projekts geht es um die kostenlose Ausgabe von mehreren Hochbeeten an Anwohner*innen der Seestadt zur eigenen Bepflanzung und Pflege. Im Idealfall kümmern sich immer mindestens zwei Personen aus verschiedenen Haushalten um die Hochbeete, jedoch gab es auch manche Ausnahmen, die später mehr erläutert werden. Wie viele Hochbeete die Gruppen dann bekommen ist davon abhängig, wie viele verfügbar sind und so haben manche Gruppen bis zu sechs und andere gerade einmal eins. Es sollen nur essbare Kulturen in das Hochbeet kommen, da sich auch an diesen von fremden Personen bedient werden darf. Dies wird mit einem Banner an den Hochbeeten, auf denen groß „Naschen erlaubt“ steht, auch deutlich gemacht. Durch den niederschweligen Eintritt in das Projekt soll also auch etwas zurückgegeben werden. Hier können zwei wichtige Kernpunkte des Projekts gesehen werden: Einmal das Näherbringen von Gärtnern und Umwelt, sowie der Aspekt der Gemeinschaftsförderung, beziehungsweise der Nachbarschaftsvernetzung, inner- und außerhalb des Projekts.

Es kann auch argumentiert werden, dass Leute sich, bewusst oder unbewusst, dem sogenannten *dietary gap* bewusst werden. Durch die immer stärker industrialisierte Landwirtschaft und den immer größeren Ausbau von Monokulturen, werden die Böden und (damit) auch die Produkte immer nährstoffärmer. Das bedeutet, dass die Landwirtschaft zwar mehr produziert, jedoch auf Kosten, was qualitativ bei uns auf den Tellern landet. John Young (1990: 19) postulierte diese Diskrepanz in seinem weltberühmten Buch *Post Environmentalism* für ärmere Länder, doch kann durch Erosion und Klimakrise dies mittlerweile auch für reichere Länder gesagt werden, so eben auch für Mitteleuropa. Die Hochbeete sind abbau- und mithilfe einer Ameise verstellbar, wodurch sie nicht nur an die Bedürfnisse der Teilnehmenden angepasst, sondern auch an neue Gruppen weitergegeben werden können, falls manche aufhören

oder einen Teil der Hochbeete abgeben wollen. Dies passt auch sehr zum dynamischen Charakter der Seestadt.

Jedoch stellte sich immer wieder das Problem, wo diese Hochbeete überhaupt aufgebaut werden können, da sie öffentlich zugänglich sein sollten. Da die Seestadt ein Fleckenteppich der Zuständigkeiten ist, fällt es schwer herauszufinden, wo gute und mögliche Standpunkte sind. Denn sie sollten neben dem Naschen auch wegen des Erlebnispfades für andere Menschen zugänglich sein. Teile des Erlebnispfades sollen dann in Spaziergängen durch die (Essbare) Seestadt auch immer wieder angesteuert werden. Dies wurde, zum Beispiel, häufiger gemacht, als die Ackerhelden Freizeitpädagog*innen in die Seestadt eingeladen haben, um ihnen ihre Projekte wie die Dezentralen Gärten oder die Zusammenarbeit mit dem dort ansässigen Kindergarten auf dem Acker zu zeigen. Dieser genannte Erlebnispfad besteht aus für Kinder ausgerichtete Stationen, die jeweils an den verschiedenen Standorten der Hochbeete angebracht werden. Das heißt, jeder Standort entspricht dann einer Station. Deswegen werde ich diese auch jeweils im Zusammenhang mit dem jeweiligen Standort später in dieser Arbeit erklären.

Da einige der Hochbeete auch für Rollstuhlnutzer*innen unterfahrbar sind, war auch da der Punkt der Inklusion wichtig. Dieser wurde um den Aspekt des Sprechenden Gartens erweitert; einem Aspekt, der auf einer anderen Fläche der Ackerhelden schon ausprobiert worden ist. Dabei wurden in Zusammenarbeit mit Petra Zehentner von Platus communications Elemente der Unterstützten Kommunikation eingebaut, die non-verbal kommunizierenden Kindern ermöglichen sollen, sich beim Gärtnern auch einbringen zu können. Neben Platus arbeiteten die Ackerhelden an diesem Projekt zusammen mit aspern 3420, greenlab, BioAustria, dem Adamah-Hof und Jugend am Werk. aspern 3420 setzte sich durch den guten vorherigen Kontakt (Interview 13.09.22) für eine Umsetzung des Projekts durch und half dabei, indem sie, zum Beispiel, die Flächen oder den zuständigen Kontakt für diese vermittelte, auf die die Hochbeete schlussendlich kommen konnten. greenlab ist ein in der Seestadt angesiedelter Handwerksbetrieb, der nach möglichst umweltschonenden Verfahren einige der Hochbeete im ersten Jahr zusammengebaut hat (vgl. Interview 04.07.23). Die unterfahrbaren Hochbeete wurden jedoch von Jugend am Werk gebaut, einer gemeinnützigen Organisation, die Menschen mit Lernschwierigkeiten, Behinderung(en) oder psychischen Erkrankung(en) dabei unterstützt Fuß im Arbeitsmarkt zu fassen (Jugend am Werk 2023).

Die Ackerflächen der Ackerhelden sind bei und durch BioAustria bio-zertifiziert und zusammen sollten auch Garten-Workshops für die Teilnehmenden des Projekts veranstaltet werden, die sich jedoch dann als zu teuer für die Ackerhelden erwiesen haben. Mein erstes Interview mit Jan hatte ich am 12.07.2022, um mir ein Bild zu machen, welche Ziele er mit dem Projekt verfolgt. Unser zweites führten wir am 07.09.2023 um das Projekt zu reflektieren, offene Fragen zu klären und uns über unsere Eindrücke auszutauschen. Durch die starke Versiegelung in der Seestadt und Städten allgemein möchte er den Leuten eine Form von grüner Infrastruktur in Form von Pflückinseln bieten, die wiederum zur Nachbarschaftsvernetzung führen sollen. Grüne Infrastruktur kann als Versuch verstanden werden, die erste und zweite Natur (wieder) zusammenzuführen. Denn wenn wir der Definition folgen, dass die erste Natur der Teil der Welt ist, der der Evolution unterliegt, so tun dies Pflanzen und Tiere auch in der Stadt. Auf der anderen Seite könnte zwar argumentiert werden, dass die Einführung von Flora und Fauna in die Stadt auch menschengemacht ist und damit der zweiten Natur entspricht, jedoch würde ich dies eher als Brücke zwischen den beiden Naturen sehen. Die Grenzen sind fließend, sollten jedoch immer wieder aufgezeigt und reflektiert werden. Einfach wieder zu vor-agrarischen Verhältnissen zurückzukehren ist nicht möglich, ein Weitermachen wie jetzt aber auch nicht.

Mit seinem Wissen aus dem Bachelorstudium Agrarwissenschaften und dem Masterstudium „Agrar- und Ernährungswissenschaften“, sowie seiner Zeit bei den Ackerhelden wollte Jan dies ändern. Seine Visionen und Ziele für das erste Jahr waren unter anderem das Networking, also das Vernetzen innerhalb und Bekanntmachen des Projekts. Das Projekt sollte beworben werden, die Teilnehmenden ihre Hochbeete bekommen und sich am besten auch alle involvierten Parteien irgendwie untereinander austauschen. Aufbauend auf dem Feedback und der Reflexion der ersten Monate sollte das Projekt angepasst werden; hier sehen wir, dass ein so geführtes Projekt immer wieder in die liminale Phase zwischen praktischer Beurteilung in der Vergangenheit und der Wiederholung in der Gegenwart kommt. Die Handlungsmacht speist sich daher immer wieder aus den verschiedenen Zeiten, da die Gegenwart zur Vergangenheit wird, wenn neue Erfahrungen gemacht werden. Diese werden dann wieder in die neue Gegenwart übersetzt. Es wird hier also sehr deutlich, dass die Handlungsmacht, wie die Zeit selbst, immer im Fluss ist.

2022 wurden, bis auf eins, alle Hochbeete danach verteilt, wer sich zuerst gemeldet hat. Das eine Hochbeet wäre an den Standort Georgine-Steininger-Weg geliefert

worden, jedoch waren der Teilnehmenden zwei zu viel und so wurde es nur eins. Die Zahl der Teilnehmenden blieb damit gleich, die erhoffte Zahl von zehn Hochbeeten wurde damit aber nicht erreicht. Je nach Anfrage sollte das Projekt ausgebaut werden und so kamen 2023 zu dem Bestand an Hochbeeten noch drei weitere hinzu. Diese drei sind so entworfen worden, dass sie ohne Werkzeuge zusammengesteckt werden können. Dies sollte die Teilnehmenden auch mehr inspirieren, sich selbst mit dem Projekt auseinanderzusetzen. Für das Jahr 2024 gibt es schon weitere interessierte Haushalte, die auch teilnehmen möchten.

Leider verlief der Start nicht so reibungslos wie erwartet. Da Jan dachte, dass die Umsetzung deutlich schneller laufen würde, wurde das Projekt erst im April 2022 angemeldet. Da die Seestadt ein „Fleckenteppich der Zuständigkeiten“ ist (vgl. Interview 12.07.22, 03.10.22 a&b, 20.10.22, 15.06.23), musste zuerst einmal geklärt werden, wo die Hochbeete aufgestellt werden dürfen. Da sie öffentlich zugänglich sein sollten, durften sie nicht in den Privatgärten der Teilnehmenden stehen. Solche gibt es in den bisherigen Standorten nicht und in der Seestadt selten, sollte jedoch für zukünftige Standorte berücksichtigt werden. Doch die Nutzung des öffentlichen Raums, verwaltet durch die Stadt Wien, stellt sich als extrem schwierig heraus, da diese an bürokratische Vorlagen gebunden ist und auch die Kompetenzen der verschiedenen Magistratsabteilungen und Dienststellen begrenzt sind (vgl. Interview 15.06.23). Auch das Problem der Haftung, wenn ein Hochbeet zum Beispiel auf einem Gehweg aufgebaut worden wäre, wollten die Ackerhelden umgehen, um nicht noch mehr bürokratische Auseinandersetzungen zu haben (Interview 07.09.23). Die Flächen, die später bebaut werden sollen, darf die aspern 3420 vergeben. Dadurch ergibt sich gerade einmal aber eine Zwischennutzung und keine permanente Ansiedelung des Projekts. Die Hochbeete müssten demnach ab dem Zeitpunkt der Bebauung versteilt werden, wodurch die Frage nach der Zuständigkeit der Fläche wieder angeregt wird. Der Vorteil dieser Hochbeete ist aber, dass sie im befüllten Zustand sogar durch eine Ameise verschoben oder auch komplett abgebaut werden können. Dafür muss die Befüllung und die, bei manchen nachträglich selbst eingedrehten, Schrauben herausgenommen und die Platten auseinandergenommen werden. Für die Organisation des Projekts ist die Gefahr die Hochbeete immer wieder versteilen zu müssen zwar anstrengend, doch könnte sich eine größere Auseinandersetzung mit der Seestadt und ihrer Ökologie ergeben; dies wird jedoch die Zukunft zeigen. Im Zusammenhang mit dem Wachstum der Seestadt könnten die

Hochbeete dann als Vehikel genutzt werden, um die sich verändernde Stadtökologie zu beobachten.

Jetzt stehen jedoch alle Hochbeete auf der Fläche der Wohnsiedlungen, müssen also erstmal nicht verschoben werden. Trotzdem mussten bei zwei Standorten die Absegnung der jeweiligen Architekten eingeholt werden, ein anderes Mal wurde der Standort vom Bauträger vorgegeben. Zudem liefen die Bewerbungsprozesse für die Förderungen sehr lange, wodurch sich der Start des Projekts nach hinten verschob. Die sich in der Zwischenzeit immer stärker erhöhenden Preise für den Bau der Hochbeete mussten deswegen auch immer wieder neu bedacht werden (vgl. Interview 12.07.22, 13.09.22, 04.07.22). Da sich die Verteilung der Hochbeete dadurch auch stark verzögerte, konnten sich viele Teilnehmende nicht mehr in dem Ausmaß mit dem Projekt auseinandersetzen, wie gedacht. Das Bepflanzen hätte schon im März/April begonnen werden, schlussendlich wurde es 2022 Juli/September.

Auch als Vehikel zur Zusammenarbeit war das Projekt gedacht. Es sollte als eins von vielen Urban Gardening- und Begrünungsprojekten die bereits bestehenden wieder vor den Vorhang holen. Das bereits erwähnte Forschungsprojekt „Essbare Seestadt“, das von Juli 2019 bis Januar 2021 lief, untersuchte mit Forschenden aus verschiedenen Disziplinen mehrere Projekte, die die Seestadt mit essbarem Grün bepflanzen wollten. Dadurch entstand eine Karte (URL 6), wo solche Orte vorzufinden sind. Die Dezentralen Gärten sollten nicht nur mit auf die Karte, was sie mit Stand August 2023 noch nicht sind, sondern auch wieder einen Anstoß zur Vernetzung und Erinnerung geben, denn viele Initiativen werden kaum oder nur schlecht beworben. Die Zusammenarbeit mit dem Verein SeestadtGrün, der diese Karte betreut, wurde beiderseits als sehr fruchtbar bewertet und beide Parteien freuten sich über die so entstandenen Synergien (Interview 03.10.22 a&b, 05.10.22, 15.06.23, 07.09.23, 11.09.23). Nicht nur ist es schwer, sich immer wieder mit den verschiedenen Stellen auseinanderzusetzen, was Zeit und Nerven kostet, sondern auch die finanziellen Möglichkeiten sind stark beschnitten.

Die Ackerhelden, als GmbH, konnten zwar auf Rücklagen, die sie durch ihre Workshops aufbauen konnten, zurückgreifen, um in Vorzahlung zu gehen. Doch waren auch diese schnell erschöpft, beziehungsweise wollte Jan sie nicht so belasten, dass es dem Unternehmen selbst geschadet hätte — es darf nicht vergessen werden, dass es mit drei Mitarbeiter*innen und einer Praktikantin ein sehr kleines Unternehmen ist.

Es ist strukturiert und agiert wie ein Start-Up und kann daher prinzipiell anders agieren, als zum Beispiel eine lose Verbindung von Nachbar*innen, doch bei weitem nicht im selben Ausmaß wie die aspern 3420 oder das Stadtteilmanagement. Vor allem darf nicht vergessen werden, dass die stärksten Einnahmen und Ausgaben saisonal verschoben sind und Rücklagen dadurch schwerer aufzubauen sind.

Denn wenn die Hochbeete niederschwellig, in diesem konkreten Aspekt, kostenlos ausgegeben werden sollten, dann ginge dies nur über eine Förderung; rein wirtschaftlich waren sie nämlich nicht rentabel. Die primäre Finanzierung lief somit auch über Fördergelder der aspern 3420. Dies ist mitunter ein Grund, wieso das Projekt so stark in der Seestadt verwurzelt ist und erstmal nicht in andere Bezirke Wiens expandiert. Denn während in der Seestadt die aspern 3420 die Gelder freier vergeben kann, müssten sich die Ackerhelden ansonsten bei der Stadt Wien bewerben, was nun mal mit mehr Auflagen verbunden ist. Nebenher bewarben sie sich immer wieder bei kleineren Fördertöpfen der verschiedenen Magistrate, wie bei dem Erlebnispfad bei der MA22. Diesen umzusetzen dauerte im Nachhinein fast neun Monate, nachdem die anfängliche Finanzierung nicht durchging. Es ergibt sich damit ein Problem. Als GmbH fielen die Ackerhelden bei vielen Förderangeboten aus dem Raster, da diese sich eher an NPOs oder Vereine richteten. Was durchaus seine Berechtigung hat, da diese nicht gewinnorientiert oder gar nicht wirtschaften. Doch ein Umdenken für GmbHs ist damit auch schwer möglich, da sozial-ökologische Projekte nichtsdestotrotz finanziert werden und das Geld dafür irgendwo herkommen muss. So bekam Jan immer wieder die Antwort, dass dieses und weitere ihrer Projekte und Ideen wie die Faust auf's Auge passen, aber sie nicht genommen werden dürfen. Auch wenn sie für Teile des Projekts, wie dem Erlebnispfad Förderungen erhalten haben, waren diese meist auch an den Teil gekoppelt. Das heißt, dass das Geld auch nur für den Erlebnispfad ausgegeben werden darf, der aber nur aufgebaut werden kann, wenn die Hochbeete schon stehen. Es entsteht damit ein Konflikt, woher das anfängliche Geld denn überhaupt kommen solle. Dadurch ergibt sich ein komplett veränderter finanzieller Spielraum für die Ackerhelden, als es für andere GmbHs der Fall gewesen wäre.

Trotzdem erkannte Jan an, dass sie sich durch den Acker schon weit vor dem Start des Projekts in der Seestadt etablieren und vernetzen konnten, was viele, vor allem organisatorische, Prozesse erleichtert hat. Aus einem betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkt heraus eröffnet sich hier sehr gut das Dilemma der Projektpyramide,

bei der man sich immer nur für zwei von drei Eckpunkten entscheiden kann: Zeit, Geld oder Qualität. All diese ganzen Bewerbungen nehmen derart viel Zeit und Energie in Anspruch, um Geld zu bekommen, das nötig ist, um das Projekt auch auf dem gewünschten Niveau zu halten. So konnte das Projekt auch nicht in dem Ausmaß wachsen, wie es sich Jan wünschte, dass es schon von Anfang an einen größeren Einfluss gehabt hätte. Denn wären mehr Teilnehmende dabei gewesen, hätten auch immer wieder mehr Menschen erreicht und motiviert werden können. So wären auch die beiden Aspekte des Projekts, einmal die Bewerbung der Ackerhelden als Unternehmen und ihrer Projekte und einmal der öko-soziale, viel stärker und schneller erreicht worden. Man sieht bei dem Wachstum des Projekts also eine exponentielle Tendenz: Mehr Geld bedeutet mehr Hochbeete, bedeutet mehr Sichtbarkeit, bedeutet mehr Werbung, bedeutet mehr Bewerbungen, bedeutet mehr Teilnehmende, bedeutet mehr Vernetzung und so weiter und so fort. Obwohl das Projekt grundsätzlich sozial und establishmentkritisch ausgerichtet ist, bleibt unser Wirtschaftssystem maßgeblich davon geprägt, dass Geld der entscheidende Faktor ist. Dies schränkt die Handlungsfreiheit aller Beteiligten ein – sei es für Einzelpersonen, staatliche Behörden oder große Unternehmen – da Entscheidungen stets nach diesem Kriterium getroffen werden müssen.

Ein ähnliches Projekt, das in Düsseldorf umgesetzt worden ist, hatte deswegen andere Startmöglichkeiten, da durch die Unterstützung der Stadt mehr Hochbeete und Standorte akquiriert werden konnten. Dieses Projekt wird insgesamt als sehr positiv betrachtet, wie Elke Scheiber bei einem Gespräch über 1000Beete berichtet (URL 8). Zudem dürfte ab einer gewissen Größe des Projekts auch ein ökologischer Faktor hinzukommen. Denn auch wenn jetzt schon einzelne Biodiversitätshotspots möglich und sinnvoll sind, so ist der ökologische Faktor auch durch die Größe des Projekts begrenzt. In der Zukunft dürfte es also auch ein interessanter Punkt werden, welchen Beitrag das Projekt dazu leisten kann. Es kann hier beobachtet werden, dass solche bottom-up Projekte selten funktionieren, wenn sie keine tragenden Strukturen hinter sich haben oder zumindest am Anfang eine sehr engmaschige Betreuung erhalten, was auch viele Personen bestätigen (vgl. Interview 12.07.22).

Hiermit ist für das Projekt festzuhalten, dass:

- das Grundmotiv ist, ein Umdenken der Menschen bezüglich der Lebensmittelproduktion und ihres Verhaltens loszutreten, sich aber die

Schaffung eines Zugangs zu grüner Infrastruktur in der Stadt in den Mittelpunkt gestellt hat.

- die Hochbeete an mindestens zwei Haushalte in der Seestadt verteilt werden, um die sich die Leute kümmern sollen.
- nur essbare Kulturen angebaut werden sollen, da Fremde sich an diesen bedienen dürfen.
- nicht nur Wissen zu Gartenbau und Essen vermittelt werden soll, sondern über den Erlebnispfades auch zu anderen Umweltthemen.

6.3 Die Teilnehmenden

Genauso wie vier Augen mehr sehen als zwei, haben zwei Lungen mehr Atem als eine und diesen brauchen solche Projekte auch; ganz nach dem Motto: „Geteiltes Leid ist halbes Leid.“ Diese verschiedenen Hürden sind nicht nur einfacher zu ertragen, wenn verschiedene Menschen involviert sind, sondern diese bringen auch verschiedene Fähigkeiten mit sich. Auffallend ist bei den Ackerhelden, dass die meiste Arbeit im Projekt der Dezentralen Gärten von Jan und Iris gestemmt wird. Die Zusammenarbeit mit den Teilnehmenden schien immer etwas einseitig, da diese sich auf Jan verließen. So gab es eine Situation, in der ein Hochbeet von einer anderen Fläche aus dem 21. Bezirk zum Gewerbehof gebracht hätte werden sollen. Jan schlug vor, dass er, sobald er in seinem sehr dichten Terminkalender Zeit fände, das Hochbeet abgebaut stehen lassen würde und die Gruppe könne sich dieses dann selbst zusammenbauen. Aus Angst, dass dieses aber gestohlen wird oder man es nicht richtig zusammenbauen könne, musste Jan dabei anwesend sein und verschiedene Termine verschieben. Auch wenn ich die Angst der Teilnehmenden nachvollziehen kann, war der Arbeitsaufwand für Jan damit höher. Doch bot er seine Hilfe auch immer an.

Zweimal habe ich auch die Situation miterlebt, dass die Hochbeete befüllt werden mussten. Dies sollte eigentlich durch die Teilnehmenden selbst geschehen, doch bestanden sie darauf, dass es in Anwesenheit von Jan und Iris geschieht. So mussten beide sich mehrere Stunden Zeit nehmen, bis zu 40kg schwere Säcke mit Erde durch die Seestadt zu transportieren und in die Hochbeete auszuleeren. Da aber von den jeweils zuständigen Gruppen gerade einmal eine Person anwesend war, half ich natürlich mit. Die eigentliche Abmachung war, sie hätten nur bei Green Umweltbildung lab nach den Säcken fragen, diese abholen und beim Mistplatz der MA48, also der Abfallwirtschaft der Stadt Wien, auf deren Mithöfe auch Kompost geholt werden kann, oder mit Erde der Ackerhelden auffüllen müssen — ganz ohne das Beisein der

Ackerhelden selbst. Die Handlungsmacht wäre damit für beide Gruppen gegeben gewesen, wurde jedoch nicht in ihrem vollen Ausmaß in Anspruch genommen. Zu ihrer Verteidigung, jeder Anfang ist schwer und durch die Pilotphase des Projekts waren die Menschen sich auch über ihre eigenen Kompetenzen oft nicht bewusst. Es fühlte sich manchmal daher eher an, als würden sie Kompetenzen nicht überschreiten wollen, als dass sie die Mehrarbeit von den Ackerhelden einfordern.

Jan (Interview 07.09.23) wünsche sich daher eine*n der Teilnehmende*n als Mittler*in: Eine Person, die eben im Projekt mitarbeitet und über die alltäglichen Probleme Bescheid weiß und damit an den Gruppen auch näher dran ist. Diese kann die Bedürfnisse der Teilnehmenden dann an Jan herantragen und eine bessere Kommunikation bereitstellen. Iris meinte auch (Interview 11.09.23), dass eine engmaschigere Betreuung anfangs, in der die Ziele des Projekts, die Aufgaben und Möglichkeiten der Teilnehmenden und deren weitere Fragen geklärt werden, hilfreicher gewesen wäre, um die Leute auch auf das erwünschte Niveau an Motivation zu heben. Die Erwartung, die Initiator*innen für ein fertig konzipiertes Projekt, das an einen fixen Standort, der Seestadt, kommt, haben, können daher nur enttäuscht werden, da die anfänglichen Bedürfnisse der Teilnehmenden auch nicht bekannt sind. Das bei der Größe des Unternehmens natürlich auch nicht die Strukturen herrschen, das so im Ausmaß vorher zu untersuchen und auch die Art und Weise Menschen nach einem imaginären Projekt zu fragen, schwierig ist, sollte hier auch eingeworfen werden. Ich habe bei verschiedenen Projekten (vgl. Interview 05.10.22, 15.06.23, 07.09.23, 11.09.23) mittlerweile beobachten können, dass die Erwartungen und Hoffnungen derer, die sie begründeten, deutlich über den Ergebnissen stehen. Es könnte also durchaus argumentiert werden, dass die Handlungsmacht der Vergangenheit auch Druck auf die der Gegenwart ausübt, wie sie sich in der Zukunft auch zu verhalten hat. Die liminalen Phasen werden also auch zu Phasen der Spannung, in der eine stete Kommunikation zwischen den Parteien wichtiger wird — anscheinend vor allem am Anfang solcher Projekte.

Trotzdem sollte dieser Unterschied von Erwartung und Ergebnis nicht als Misserfolg gewertet werden, sondern die Motivation bieten die Forderungen anzupassen. Auch hier sehen wir wieder, wie die Gegenwart die Vergangenheit und damit die Zukunft speist. Es sollte vor Augen gehalten werden, dass Menschen nicht zwangsläufig Verantwortung übernehmen (müssen), sondern nur ihren guten Willen umsetzen wollen (Interview 05.10.22). Trotzdem wurde immer wieder kritisiert, dass der

gebrachte Einsatz nicht im Vergleich zu den steten Wünschen nach mehr Grün in der Stadt steht. Die Zuverlässigkeit auf individueller Ebene sinkt stetig und auch das persönliche Engagement könnte, laut Aussagen mancher, höher sein, auch wenn viele per se von den verschiedenen Angeboten sehr begeistert sind. Im Oktober möchte Jan an die bestehenden Teilnehmer*innen noch einen Fragebogen aussenden, der meines Wissens, aber auch so nie ausgesendet worden ist.

Gewerbehof: Da die umgebenden Wohnhäuser zum gleichen Bauträger gehören, war die Idee jeweils eine Möbel- und eine Gartengruppe ins Leben zu rufen, um den Platz vor dem Gewerbehof durch die Anwohner*innen selbst zu verschönern. Dafür trafen sich Interessierte am 01.03.2023 und konnten sich in verschiedene Gruppen einteilen, die der Verschönerung des Wohnblocks oder der Verbesserung des Nachbarschaftsgefüges dienen sollten. Schlussendlich sind nur die Möbel- und Gartengruppe übriggeblieben. Aber auch die Anzahl der Teilnehmenden innerhalb der Gartengruppe ist schnell von zehn auf drei geschrumpft, einmal aus schwindendem Interesse, aber in einem Fall auch aus gesundheitlichen Gründen. Für die Verschönerung der Freiflächen hat die Gartengruppe, bestehend vor allem aus Sandra und Amalie, auch ein Budget bekommen. Durch die Hochbeete am Seebogen wurden sie auf die Ackerhelden und das Projekt Dezentrale Gärten aufmerksam und fragten nach einem Angebot. Für das vorhandene Budget konnten sie noch drei weitere Hochbeete erwerben, die direkt vom Gewerbehof bezahlt worden sind. Die passenden Werkzeuge und weiteren nötigen Dinge mussten aber erst privat vorgestreckt werden und wurden dann vom Gewerbehof beglichen. Auch hier zeigt sich wieder, dass es einfacher ist, wenn Strukturen gegeben sind, die die Gruppen finanziell unterstützen. Denn die Kosten für drei Hochbeete wären für Privatpersonen schwer vorzustrecken gewesen. Doch sind sie dann bei den nötigen Geräten auf sich gestellt, was zum einen mehr Freiheit bedeutet, aber auch, dass die Teilnehmenden diese Kosten und das Wissen, welche Geräte gebraucht werden, auch einplanen müssen. Das ist umso schwerer, nachdem viele erst im Oktober oder Dezember 2022 eingezogen und somit noch mit der vollständigen Einrichtung ihrer Wohnungen beschäftigt sind. Nachdem die beiden Hochbeete von Habibi & Hawara dort aufgestellt wurden, sowie eins aus einem anderen Projekt der Ackerhelden in Floridsdorf, sind es für 2023 schlussendlich sechs Hochbeete geworden. Damit ist die Gruppe vom Gewerbehof die mit den meisten Hochbeeten. Diese erhielten sie im Verlauf der Monate April und Mai 2023.

Beim Aufbau der Hochbeete mussten einige Regeln beachtet werden. Zum einen durften die Hochbeete nur auf die Rasenflächen am Ende der Freifläche stehen und nicht auf den gepflasterten Wegen. Persönlich sehe ich eine Diskrepanz zwischen dem Wunsch der Begrünung und dann der Vorgabe, dass die Hochbeete nur auf bereits grünen Flächen stehen dürfen. Die Versiegelung des Bodens wird dadurch nicht weniger, aber auch nicht die Fläche, die sich bei hohen Außentemperaturen aufheizen kann. Für die Teilnehmenden war damit aber das größere Problem, dass nicht kommuniziert wurde, dass es eine Sprinkleranlage gibt. Es hieß zuerst, dass gar kein Wasseranschluss in der Nähe sei. Im Nachhinein bekamen die Teilnehmenden einen, waren jedoch froh, dass sie die Hochbeete eben nicht auf den Düsen platziert haben, da die ständige Befeuchtung von unten den Holzboden der Hochbeete stark beschädigen hätte können. Doch auch wenn das, zum Glück, nicht passiert ist, plant die Gruppe nun die Hochbeete so zu bepflanzen, dass die zusätzliche Bewässerung durch die Sprinkleranlage den Pflanzen nicht schadet. Außerdem musste zum Zaun des Gewerbehofs 1,5m Abstand gehalten werden. Zum anderen wollte die Möbelgruppe, in der auch Sandras Freund aktiv ist, zwischen die Hochbeete Bänke so bauen, dass diese miteinander verbunden sind. Für die Sicherheit von Kindern darf der Abstand zwischen Bank und Hochbeet aber nicht mehr als 6cm betragen, dass diese nicht mit den Fingern hängen bleiben. Dazugekommen ist auch eine kleine Gerätekiste, wodurch die Gruppe gemeinsam die nötigen Ressourcen verwalten kann und niemand voneinander abhängig ist. Die Möbel- und Gartengruppe haben daher sehr eng miteinander gearbeitet, was durch die persönlichen Beziehungen, zwei Pärchen und auch die Nachbarschaft an sich, auch mehr als verständlich ist. Die Gruppe, die den Gewerbehof nutzt, hebt ihre Partizipation und die Aneignung von Raum auf ein Niveau, das andere Gruppen so nicht erreichen oder bisher nicht realisiert haben. Dies zeigt sich deutlich in der Art und Weise, wie sie den Raum nutzen und gestalten können. Hier wird erneut deutlich, dass die Teilnehmenden sich nur in dem Rahmen durch den Raum bewegen können, der ihnen gestattet wird. Die Grenzen ihrer Freiheit werden durch äußere Faktoren bestimmt, die nicht in ihrer Kontrolle liegen. Die größere Handlungsmacht liegt in diesem Fall eindeutig beim Bauträger des Gewerbehofes. Er ist es, der nicht nur das finanzielle Budget festlegt, mit dem die Gruppe arbeiten kann, sondern auch buchstäblich den Raum definiert, in dem sie ihre kreativen Ideen und Visionen umsetzen dürfen. Diese Machtverteilung bedeutet, dass die Gruppe zwar innerhalb der vorgegebenen Parameter aktiv werden kann, jedoch immer an die Vorgaben des Bauträgers gebunden bleibt. Die Kontrolle

über die finanziellen Mittel und die räumlichen Bedingungen stellt sicher, dass der Bauträger die endgültigen Entscheidungen trifft und somit maßgeblich den Rahmen setzt, innerhalb dessen die Partizipation der Gruppe stattfindet. Dies verdeutlicht die Abhängigkeit der Gruppe von den Vorgaben und dem Wohlwollen des Bauträgers, der letztlich darüber entscheidet, wie weitreichend und intensiv die Beteiligung und Raumnutzung tatsächlich sein kann.

Die Hochbeete sollen durch ihre Bepflanzung Leute nicht nur anziehen, sondern durch die angebrachten Möbel auch zum Bleiben anregen, wodurch eine andere Erfahrung mit dem Raum und den Hochbeeten geboten werden kann. Sandra (Interview 30.08.23) berichtete auch mehrfach, dass die Hochbeete ein Ort der Ruhe für sie darstellen. In einer Zeit, in der „Welt ziemlich verrückt ist (Interview 30.08.23, 31:23)“, erde sie das Gärtnern sehr. Das ist auch ein sehr interessanter Punkt, denn durch die Einnahme des Raums durch grüne Infrastrukturen einen Ort der Ruhe zu schaffen und das auch noch in so einer Nähe des Wohnorts, stellt einen Gegenpol zu dem Stereotyp der hektischen Stadt der weiten Wege dar. Auch wenn es ein offizielles Angebot des Bauträgers war, wird ersichtlich, dass die Handlungsmacht zur schlussendlichen Gestaltung von diesem auch beschnitten wird und die Teilnehmenden nicht so frei agieren konnten, wie sie vielleicht wollten — allein was die Platzierung der Beete anging. Für viele Anwohner*innen, von denen die meisten Ende 2022 eingezogen sind, war es trotzdem eine offizielle und schnelle Möglichkeit sich mehr in der Nachbarschaft zurecht zu finden. So war es für Viktoria, deren Freund auch in der Möbelgruppe war, sehr schnell klar, die Hochbeete heranzuholen, da sie selbst welche im Garten stehen haben. Denn das Bepflanzen des Gartens darf nur mit Pflanzen erfolgen, deren Wurzeln nicht tiefer als 40-60 cm gehen, da ansonsten die Decke der darunter liegenden Tiefgarage beschädigt werden könne. Hier wird auch wieder ersichtlich, dass die Initiative des Bauträgers, die Verschönerung der Freiflächen in die Hand der Anwohner*innen zu geben, positiv zu betrachten ist, diese jedoch nur in den von ihm vorgegeben Rahmen erfolgt. Die gesamte Anlage ist eine von oben vorgegebene Infrastruktur, in der der Rahmen der Handlungsmacht und der Mobilität eindeutig vorgegeben werden. Von Anfang an wurde eine enge Zusammenarbeit mit der Gruppe des Seebogens oder sogar mit GreenLab für die Möbel und andere Erweiterungen der Hochbeete angesprochen. Am Ende war die Gruppe aber so damit beschäftigt, sich selbst zurechtzufinden, was wo wie wächst, was wird noch gebraucht usw., dass sie sich nicht mit anderen Gruppen vernetzt hat. Auch von außen war das

Interesse nicht so groß und so wurden die Teilnehmenden nie darauf angesprochen, was sie da machen oder ob eine Person noch zusätzlich mitmachen könne.

Am Gewerbehof passierten auch die beiden schon beschriebenen Vorfälle, dass Jan und Iris sich mehr Zeit als eingeplant herausnehmen mussten. Jedoch ist hier auch nochmal einzuwenden, dass die Teilnehmenden im ersten Jahr sich erst zurechtfinden mussten und daher auch das Ausmaß unterschätzt haben. So waren sie auch froh, dass sie für den Anfang ein paar Rüben- und Salatsetzlinge geschenkt bekommen haben, um zu sehen, was anfangs möglich ist zu pflanzen. Für das nächste Jahr wünschen sie sich daher einen festen Termin im Frühjahr zum Saisonstart und einen weiteren Termin gegen Ende der Saison, also Spätsommer oder Frühherbst, um Fragen stellen zu können. Die Fixierung des Termins von Anfang an soll sicherstellen, dass sowohl alle Teilnehmenden als auch die Ackerhelden sich diesen Zeitraum freihalten können, sodass der Austausch reibungsloser läuft. Denn die Terminfindung war immer ein Problem. Während das Projekt für alle außerhalb der Arbeitszeiten stattfindet, gilt das für die Ackerhelden genau andersherum. Wenn sie also die meiste Zeit hätten, sind die Teilnehmenden mit ihren Jobs beschäftigt. Alleine weil Viktoria als Krankenschwester Schichtdienste hatte, war die Absprache überhaupt möglich. Das erklärt wiederum auch, wieso an manchen Terminen nur sie dabei war. Es ist nämlich genau so wenig zu erwarten, dass sich die Ackerhelden außerhalb ihrer Arbeitszeiten um alle Beete kümmern, als dass die Teilnehmenden sich extra dafür von der Arbeit befreien lassen. Im Zusammenhang mit dem Kontakt mit den Ackerhelden wurde es als positiv empfunden, dass die Teilnehmenden zu Anfang Setzlinge bekommen haben, die sie gleich einpflanzen konnten. So hatten sie schon mal einen Anhaltspunkt und konnten sich darüber hinaus an dem großen Pool an Informationen auf der Website der Ackerhelden informieren. Sie empfanden dadurch eine gewisse Sicherheit, trotz ihres, in ihren Augen, manchmal fehlenden Wissens (Interview 30.08.23).

Im Laufe des Projekts wurden auch je ein Salat- und ein Wirsingkopf von fremden Personen mitgenommen. Die Gruppe befürwortete das überhaupt nicht und nahm daher das Schild mit „Naschen erlaubt!“ ab. In einem Gespräch mit Jan dachte man an, dass weniger eine Einladung zum Naschen als zum Mitmachen ausgesprochen werden sollte. Auf das Plakat sollte daher ein Text, dass Menschen sich gerne beteiligen dürfen und die entsprechenden Kontaktdaten, um die Mitarbeit einzuleiten. Jan hat in diesem Fall viel besser darauf reagiert als beim Georgine-Steininger-Weg,

auch weil aktiv die Kommunikation gesucht und eine Alternative angeboten wurden. Die Interaktion mit anderen Menschen wird daher begrüßt, solange diese den Regeln der Gruppe folgen und weniger denen, die vom Projekt vorgegeben wurden. Sandra (Interview 30.08.23) führte auch an, dass es sie freue, wenn Kinder lernen könnten, wie manche Gemüsesorten und ihre zugehörigen Pflanzen aussehen. Dabei wäre es ihr auch egal, wenn die Kinder sich etwas nehmen würden. Das unterstützt eindeutig den didaktischen Charakter des Projekts. Doch es wurde immer wieder betont, dass es ihnen missfiele, wenn sie selbst Zeit, Geld und Energie in das Aufziehen der Pflanzen stecken und andere Menschen, im wahrsten Sinne des Wortes, nur die Früchte ernten wollen. Sie selber würden es ja genau so machen, wenn sie in der anderen Situation wären. Die Gruppe nimmt somit ihre Handlungsmacht in Anspruch eigene Regeln aufzustellen, die jedoch der Mitarbeit und Inklusion weiterer Menschen dienen sollen. Denn sowohl Amalia und Sandra (Interview 30.08.23) betonten, dass vor allem die Zusammenarbeit eine der schönsten Aspekte des Projekts war, dass sich dadurch eine heterogene Gruppe ergeben hat, unabhängig von Sprache, Herkunft oder Alter. Das Zusammenkommen war für alle immer ein Spaß und auch wenn ich vorhin Gärtnern als politisch bezeichnete, wohinter ich auch noch stehe, wurde es als unpolitisch, beziehungsweise neutral angesehen. Ich verstehe Neutralität hier aber eher einfach als gemeinsames Interesse, das Menschen mit verschiedenen Biographien zusammenführt. Daher wird auch hier doch wieder der politische Charakter des Gärtnerns deutlich. Anders formuliert kreiert die Gruppe ein Umfeld für verschiedenste Menschen um zusammenzukommen, was sie selbst als unpolitisch bezeichnen würde, jedoch in seinem Kern sehr wohl politisch ist.

Insgesamt empfand ich die Beete am Gewerbehof immer am gepflegtesten und es kamen auch keine Berichte von Vandalismus oder Verschmutzung auf. Nicht nur wurden die Beete sehr gut gepflegt, sie wurden auch immer wieder neu bepflanzt, je nach Ernte und Saison. Das spricht sehr stark dafür, dass sich die Teilnehmenden auch immer wieder mit den Beeten beschäftigt haben. Genauso zu bemerken war es daran, dass für die Kürbisse und Gurken ab einer bestimmten Größe Vorrichtungen gebaut worden sind, woran sich die Pflanzen festhalten können. Auch wenn diese Vorrichtungen sehr provisorisch sind, sprechen sie nur dafür, dass sich auch mit den Bedürfnissen der Pflanzen auseinandergesetzt worden ist. Über die Vorrichtung sind Kriechpflanzen, wie Kürbis oder Gurke, dann an den Hochbeeten herunter und in den Rasen gewachsen. Es könnte nun argumentiert werden, dass dadurch über die

Hochbeete und schlussendlich die Pflanzen noch mehr Raum eingenommen wurde, als angedacht. Denn während der Rasen davor noch als Durchgang galt, war dieser nun begrenzt und auf eine andere Art und Weise Teil des Projekts. Der Rasen als Durchgang zwischen den Hochbeeten verwandelte sich so von einem Nicht-Ort in einen integrierten Teil des Projekts. Hinzu kommt, dass sich die Gruppe damit gegen die Regeln des Bauträgers gestellt und mehr Raum eingenommen hat, als ursprünglich erlaubt. Auch wenn die Gruppe ihre eigene Motilität dadurch einschränkt -- sie können ja nicht mehr so einfach auf den Rasen steigen, wenn dort etwas wächst -- erweitern sie die Motilität der Pflanzen. Dadurch wird durch die Kooperation von Menschen und Nicht-Menschen urbaner Raum eingenommen.

Dadurch bekamen sie aber auch noch mehr zurück. Denn sie bemerkten durch den hohen Ertrag auch einen Unterschied in ihrem Kaufverhalten. Nicht nur, dass sie weniger Gemüse und Kräuter einkauften, sondern auch bewusster, da immer die Beete als Referenz standen. Ihnen wurde auch nicht nur bewusst, welche Arbeit hinter ihrem Essen steht, sondern auch, dass es, vor allem was Pestizide angeht, anders funktionieren kann. Beide, Amalia und Sandra (Interview 30.08.23), erinnerte es an ihre Kindheit und Jugend. Während Amalia von den Besuchen in dem Dorf ihrer Großeltern in Griechenland erzählt und was ein Kontrast das zu der Metropole Athens ist, gestand Sandra, dass sie das Hochbeet ihres Vaters früher verpönte und sich jetzt über den Austausch mit ihm umso mehr freut. Vielleicht ist das Einbeziehen von Kindern daher umso wichtiger, dass sich solche Einsichten gepaart mit positiven Gefühlen und Erfahrungen schon früh einprägen, sodass ein öko-sozialer Lebensstil auch bereits sehr früh selbst gelebt wird. Denn oft spielen dann Nostalgie aber auch Reue eine Rolle, dass man sich wieder mehr oder leider sehr spät mit dem Gärtnern auseinandersetzt. Umso schöner ist es dann aber, dass die körperliche Anstrengung dazu führt, dass man auch mit den Nachbar*innen ein Frühstück mit dem geernteten Gemüse ausrichten kann. Trotzdem haben sie bestätigt, dass sie auch trotz ihres Erfolgs dieses Jahr, nächstes Jahr weitergemacht hätten.

Seebogen: Zu dem Projekt gekommen ist die Gruppe über Flo, ein Anwohner und langjähriger Kunde von den Ackerhelden. Er hatte die letzten Jahre immer eine Parzelle auf dem Acker der Ackerhelden in der Seestadt und stand somit schon in Kontakt mit Jan. Als er von dem Projekt erfahren hat, trommelte er einige Nachbar*innen aus seinem Hochhaus zusammen und gemeinsam meldeten sie sich an. Sie bekamen von Anfang an vier Hochbeete, was sich auch über den Verlauf

meiner Beobachtung nicht veränderte. Sie waren damit lange die Gruppe mit den meisten Hochbeeten. Interessant bei diesem Standpunkt ist, dass die Anwohner*innen vom Architekten die Erlaubnis bekamen, die Rasenflächen neben den Hochbeeten in Anbauflächen zu verwandeln. Sie hoben den Boden aus und bearbeiteten damit ihre eigenen Gemüsebeete. Gepaart mit den Hochbeeten war das dann auch der Grund für Flo, dass er die Parzelle bei den Ackerhelden aufgab, da er genug erwirtschaften konnte. Zusätzlich gibt es im Haus schon Hochbeete auf der gemeinsamen Terrasse. Diese werden auch gemeinschaftlich gepflegt, jedoch in einer anderen Konstellation von Personen als es bei den Hochbeeten der Fall ist.

Beim Seebogen durften sich die Anwohner*innen erst selbst überlegen, wohin die Hochbeete kommen sollten, was dann jedoch vom Architekten noch abgesegnet werden musste. Auch wenn sie sich selten gegen Veränderungen in der Anlage stellen, wird damit die Vision, beziehungsweise der Wunsch, der Architekt*innen über den Willen der Anwohner*innen gestellt. Damit soll natürlich eine gewisse Kontinuität der Seestadt gegeben sein, aber inwiefern diese überhaupt gegeben sein muss, dass sich Anwohner*innen den Wünschen der Bauträger und Architekt*innen fügen müssen, ist fraglich. Durch die verschiedenen Zuständigkeiten der Flächen, auch um das Grundstück herum, wurden die Hochbeete schlussendlich wieder auf Rasenflächen gestellt. Denn nicht nur mussten Fluchtwege und Feuerwehrezufahrten freigehalten werden, das Aufstellen auf der Seestadtpromenade neben den öffentlichen Grünflächen hätte eine Auseinandersetzung mit der Stadt Wien bedurft, was vermieden werden wollte. Beim Aufstellen der Hochbeete war nur Flo anwesend, dafür haben aber einige Mitarbeiter von GreenLab mitgeholfen. Daher hat es zwar nicht so lange gedauert, war jedoch trotzdem anstrengend und auch wieder nicht so geplant. Da der Standort nur durch ein Gebäude, das in der Mitte einen Durchgang hat, von der U-Bahn-Station entfernt ist, wird ein Teil der Rasenflächen als Durchgang genutzt, weswegen sich mittlerweile schon ein Trampelpfad gebildet hat. Flo erwähnte, dass sie sich überlegt haben, ihren Hof so einzugrenzen, dass Leute nicht mehr hindurchgehen. Erlaubt wären aber nur kleinere Hecken, die eine Eingrenzung andeuten, als dass sie die Fläche ganz umgeben. Jedoch steht hier auch die Vision der Architekt*innen von einem offenen Wohnkonzept den Wünschen der Anwohner*innen gegenüber. In diesem Fall stehe ich persönlich hinter dem Wunsch der Architekt*innen, da eine Eingrenzung der Fläche auch bedeutet hätte, dass die Hochbeete weniger zugänglich und ersichtlich wären. Das Konzept des Rundgangs

und des dabei erlaubten Naschens wären dadurch untergegangen. Auch hier wurde nämlich das Konzept des Naschens kritisiert, nachdem von Flos Gemüsebeeten, nicht den Hochbeeten, einiges mitgenommen wurde. Daher war die Sorge, dass die Hochbeete gänzlich abgeerntet werden oder Menschen dazu animieren, auch von den Gemüsebeeten zu nehmen, sehr groß. Es ging auch weniger darum, dass sich Leute etwas nehmen, sondern das Ausmaß darf einfach nicht zu groß werden.

Auch wenn es Petra (Interview 03.10.22b), einer weiteren Teilnehmerin des Seebogens, mehr um das Wachstum der Pflanzen geht, als um den Ertrag, ist auch sie dagegen, dass sich Leute bedienen, die sich sonst nicht auf irgendeine Art und Weise eingebracht haben. Sie hebt dabei ebenso den bildenden Charakter des Gärtnerns hervor, da sich mit den Pflanzen und der dahinter liegenden Arbeit auseinandergesetzt wird. Durch die späte Auslieferung der Beete und die begrenzten Möglichkeiten etwas zu säen, war auch die Motivation nicht mehr so hoch für das restliche Jahr 2022. Trotzdem brauche es Regeln, auch dass Leute wissen, in welchem Rahmen sie sich verhalten können und was ihre Zuständigkeiten sind. Die Aussage mit der Motivation für 2022 mag stimmen und war für viele ein Hindernis, doch gesehen an dem, wie die Beete auch 2023 aussahen, ergibt sich ein Zwist. Die Gruppe um den Seebogen hatte, im Gegensatz zum Beispiel zum Gewerbehof, die Beete die gesamte Saison und hätte sich, auch gepaart mit dem deutlich größeren Vorwissen, mehr damit auseinandersetzen können. Auch über die Saison hinweg ist verhältnismäßig wenig passiert, am Schluss gar nichts mehr. Die Partizipation war damit deutlich geringer als noch letztes Jahr angekündigt (Interview 03.10.22b). Nachdem ich für dieses Jahr kein Interview mit einem*r Teilnehmer*in erhalten habe, kann ich nur die Vermutungen aufstellen, dass Petra weiterhin alleine für die Beete zuständig war (ibid.) und es ihr schlichtweg zu viel wurde mit den Hochbeeten auf der Terrasse des Hochhauses, während Flo sich eher auf seine eigenen Gemüsebeete konzentrierte.

Georgine-Steininger-Weg: Das Hochbeet am Georgine-Steininger-Weg sollte zuvor eher in Richtung Ilse-Arlt-Straße stehen, wurde dann aber von den Teilnehmenden selbstständig, und ohne Absprache mit Jan, in Richtung des Yella-Hertzka-Parks verschoben. Das Hochbeet wurde damit weg von der vielbefahrenen Straße und eher in die Nähe des eigenen Gartens gestellt. Zwar ist es auf den ersten Blick eher kontraproduktiv, da das Hochbeet eher versteckt wird. In Zukunft, da der Yella-Hertzka-Park Teil des beschriebenen Grünstreifens der Seestadt werden soll, könnte

dies sich jedoch aufheben, da jetzt schon einige Menschen immer wieder dort spazieren gehen und dass Hochbeet besser wahrgenommen werden kann, als an einer viel befahrenen Straße.

Doch waren es auch sie die ersten, die ungefragt und unkommentiert das „Naschen erlaubt!“-Plakat abgenommen haben. Diese wurde auch Jan gegenüber nie erklärt oder aufgenommen und hier entsteht eine Diskrepanz zwischen dem Raum der Handlungsmacht, die die Ackerhelden vorgeben und welche Handlungsmacht dann schlussendlich eingenommen wird. Abgesehen davon bestand zu den Ackerhelden kaum Kontakt und zu mir zum Beispiel garkeiner, wodurch ich nur aus zweiter Hand Informationen erhalten konnte. Diese Faktoren legen zum Nachdenken an, wie sehr das Projekt auch für andere gedacht ist oder nur für sich selbst. Die einzigen weiteren Informationen, die ich habe, sind, dass beide Eltern der Bewerberin kaum Deutsch sprechen und daher alles über die Tochter verlief. Das kann natürlich mitunter ein Grund sein, wieso wenig Kontakt nach außen bestand, da die Tochter auch ein eigenes Leben führt und/oder die Scham des geringen Deutschvermögens die Teilnehmenden abhält. Das sind aber alles leider nur Vermutungen, die in der Zukunft, vor allem in ähnlichen Gruppen, sich nochmal näher angeschaut werden müssten. Trotzdem war das Hochbeet immer sehr gepflegt und bepflanzt.

Die Pflanzen wurden immer wieder abgeerntet und ausgetauscht, falls sie verblüht sind und somit kann ich in der Hinsicht nur dafür stimmen, dass die Partizipation mit dem Hochbeet sehr hoch war. Dadurch war auch die Aneignung des urbanen Raums, im Verhältnis zur Anzahl der Hochbeete, relativ gleich zum Gewerbehof, nur die Kommunikation nach außen war kaum vorhanden.

HaBit Garconnieren Verbund, Ilse-Buck-Straße: Die Bewohner*innen konnte ich nie kennenlernen, die Mitarbeiter*innen, die bei den beiden Treffen dabei waren, wirkten aber immer sehr motiviert. Einer dieser Mitarbeiter, Peter Wernig, füllte mir auch den Fragebogen aus. Auch hier wurde das Projekt über die Hausleitung initiiert, trotzdem empfand auch er die Zusammenarbeit mit den Ackerhelden als sehr positiv. Die Bewohner*innen setzten sich auch immer wieder mit den Hochbeeten auseinander und waren gleichermaßen über die Pflege und Arbeit, als auch die schlussendliche Ernte sehr erfreut. Peter meinte auch, dass er froh war, wenn andere Personen sich am Beet bedienten, bevor manches schlecht wurde.

Zum einen hat dieser Standort dann einen eher didaktischen Charakter, da es weniger um Ertrag geht, aber es kann auch beobachtet werden, dass so ein Beet im Arbeitskontext andere Anforderungen hat. In der Arbeitszeit werden nun mal andere Aufgaben verständlicherweise priorisiert, wodurch ein regelmäßiges Abernten und/oder Anpflanzen schwieriger wird. Peter meinte, durch die verschiedenen Arbeitsschichten war es genau so schwierig mit Menschen außerhalb der Wohngemeinschaft in Kontakt zu kommen und so sah er keine Veränderung der nachbarschaftlichen Verhältnisse. Trotzdem wollen und machen sie 2024 weiter.

HaBit WG Gisela-Legath-Gasse: Die Leitung der WG für gewisse Termine zu erreichen war für Jan schon äußerst schwierig, daher wunderte es mich nicht, dass ich keinen Kontakt aufbauen konnte. Die Beete waren, vergleichbar mit der anderen WG, nicht die üppigsten, jedoch wurden sie immer wieder bepflanzt, was ich entweder an frischen Pflanzen, deren Überreste und auch der immer wieder stattfindenden Brachlegung erkennen konnte. Ich gehe daher davon aus, dass sie regelmäßig bespielt wurden, um den Kindern auch das Gärtnern immer wieder vorzuzeigen und beizubringen, aber die Arbeit durch die körperlichen Behinderungen der Kinder auch hier eher durch die Pfleger*innen verrichtet werden musste. Da diese sich aber primär um die Kinder als die Hochbeete kümmern mussten, war anscheinend oft nicht die Zeit und Energie da, um die Hochbeete im gleichen Ausmaß wie andere zu bepflanzen. Die Herausforderungen waren damit ähnliche wie bei der anderen HaBit-WG. Doch schon beim Vorbeibringen von Jungpflanzen und der restlichen Erde wirkten die Kinder extrem interessiert und wollten selbst Hand anlegen.

Bildungscampus Lieselotte Hansen-Schmidt: Einiges trifft für beide Standorte der HaBit-WGs und die Schule gleichermaßen zu. Während Privatpersonen sich bewusst die Freizeit herausnahmen, um ihren eigenen Interessen nachzukommen, war es oft die Leitung, die in Kontakt mit den Ackerhelden ging und die Hochbeete anschaffte (s.o.). Daher besteht für die Pfleger*innen eine ganz andere Motivation als für die privaten Haushalte, einfach weil es sich um Mehrarbeit als um Stressausgleich handelt. Da sie sich mit den Beeten immer nur in ihrer Arbeitszeit auseinandersetzen konnten, waren sie auch zu anderen Zeiten anzutreffen. Diese drei Standorte in gemeinsame Sprechstunden oder ähnliches einzubinden wäre also deutlich schwieriger geworden.

Eventuell ergeben sich für die Zukunft sogar andere Saisonen an diesen Standorten. Die Sommerferien werden sehr sicher eine Pause für die Pflege der Hochbeete darstellen, da die meisten Kinder und Lehrer*innen auch diese genießen wollen. Eine Pflege durch Nachbar*innen oder andere Teilnehmende wird aber schwer, da sich dadurch Fragen wie Betreten der Fläche durch institutionsfremde Personen und der damit einhergehenden Haftung ergeben. Diese Pause könnte aber durch eine stärkere Bepflanzung im Herbst oder sogar im Winter ausgeglichen werden. Durch den Abstand zum Boden und damit höhere Temperaturen in der Erde ist dies in Hochbeeten mit gewissen Pflanzenarten möglich. Ökologisch und didaktisch ergeben sich hier neue Möglichkeiten für diese Standorte.

6.4. Umweltbildung

Da der Erlebnispfad und der sprechende Garten Formen der Umweltbildung darstellen und uns eine andere Vision des Lebens darstellen, habe ich sie der Zukunft zugeordnet und damit auch an den Schluss der Arbeit gesetzt.

6.4.1 Der sprechende Garten

Zum ersten Mal in Kontakt mit dem Sprechenden Gärten kam ich bei einem Workshop von den Ackerhelden für Umweltpädagog*innen. Nach einem Rundgang durch die Seestadt, den Acker und die Dezentralen Gärten dort, erwarteten uns Petra Zehentner und ihr Sohn Johannes bei der Habit-WG in der Ilse-Bruck-Straße. Dort stellte sie uns vor, was unterstützte Kommunikation, oft auch als *uK* abgekürzt, bedeuten kann. Wir haben uns in einen Kreis gesetzt und mit verschiedenen Methoden behandelt, wie non-verbale Menschen kommunizieren können. Hier ist wichtig einzuwerfen, dass non-verbal nicht mit behindert gleichzusetzen ist. Auch bedeutet non-verbal nicht stumm, da die Menschen trotzdem kommunizieren können — eben nicht mit (viel) gesprochener Sprache und auf verschiedene Arten (Interview Petra 02.08.23). Ein wichtiges Werkzeug war dabei ein Tablet mit Symbolen, auf die man drücken kann, um dann Sätze zu bilden. Petra demonstrierte uns das in Zusammenarbeit mit Johannes, der selbst behindert ist und unterstützte Kommunikation benutzt, um seine Bedürfnisse klarer zu artikulieren. So kann er mit einzelnen Gebärden und Lauten ausdrücken, dass er zum Beispiel ein bestimmtes Spielzeug oder essen möchte. Doch mit dem Tablet kann er darüber hinaus über Gefühle und Erfahrungen sprechen, zum Beispiel wie es ihm nach dem Schwimmen ging (ibid.). Auf diesem Tablet können Symbole hinzugefügt und angepasst werden und somit bildet es die Grundlage für den

Sprechenden Garten. Bei diesem wird ein großes Banner mit Symbolen, die im Zusammenhang mit Gärtnern stehen, ausgebreitet und die Kinder können somit über ihre Erfahrungen im Garten sprechen, zum Beispiel, dass sie eine Biene sehen oder die Tomaten gießen möchten.

Die Idee zum Sprechenden Garten kam, als Petra beim Laufen die Äcker der Ackerhelden im 21. Bezirk sah. Sie zog gerade in die Nähe, hatte schon einen kleinen Garten, der ihr und Johannes aber nicht ausreichte. Sie wollte mehr und mietete sich eine Parzelle. Bei einem Gespräch mit Jan im Herbst 2021 sagte sie, dass der Garten jetzt nur noch sprechen müsste. Daraufhin rief sie Jan im Februar 2022 an, dass es eine Fläche mit Hochbeeten gibt, die so aufgerüstet werden könnte, dass ein Sprechender Garten entstehen könnte. Auf dieser Fläche werden auch regelmäßig Workshops für und mit Kindern und ihren Betreuer*innen gehalten. Die Workshops zwischen Petra und den Ackerhelden laufen so ab, dass die Gruppen an Kindern mit ihren Betreuer*innen kommen und für 90 Minuten bleiben. Angepasst an die Kapazitäten und Bedürfnisse der Gruppe werden die Workshops dann gestaltet. Denn alle Beteiligten müssen vorbereitet werden, dass die Workshops auch ihre Wirkung zeigen. Diese ist aufgrund des geringen zeitlichen Rahmens zwar begrenzt, vor allem da unterstützte Kommunikation immer wieder auch vorgelebt werden muss, sogenanntes „Modelling“, und nicht nach nur einem Mal Zeigen auswendig gelernt wird, doch die Botschaft dahinter, dass die Kinder auch etwas bewirken und beeinflussen können, im Garten wie in der Kommunikation, bleibt bestehen. Das stellt die Herausforderungen und Ziele der unterstützten Kommunikation nur sehr verkürzt und oberflächlich auf, soll aber trotzdem einen Einblick geben, wie Umweltbildung aussehen kann.

Es bleibt abzuwarten, wie sehr sprechende Garten non-verbalen Kindern hilft, ihre Wünsche und Forderungen im Garten auszudrücken, doch in urbanen Umgebungen spielt Umweltbildung eine wichtige Rolle, da Stadtbewohner*innen oft weniger direkten Kontakt zur Natur haben. Es ist also einer von vielen, wichtigen Schritten zu untersuchen, wie verschiedene Kulturen und Gemeinschaften in städtischen Gebieten mit Umweltthemen umgehen und welche Bildungsansätze effektiv sind. Dabei werden kulturelle Praktiken, Werte und Möglichkeiten berücksichtigt, um Umweltbewusstsein und nachhaltiges Handeln zu fördern. Durch Programme, die lokale Wissenssysteme und die gebaute Natur einbeziehen, können Stadtbewohner*innen ein tieferes

Verständnis für ihre Umwelt entwickeln und zu einem nachhaltigeren Lebensstil beitragen.

Doch wieso ist es so wichtig Umweltbildung überhaupt direkt zu fördern? Nun, zu allererst sollte geklärt werden, was Umweltbildung bedeutet. Es stellt einen Bildungsansatz dar, der aufzeigt, wie Menschen in ihre Umwelt eingreifen und diese stören, aber auch, wie sie mit diesen Störfaktoren und den natürlichen Ressourcen bewusster umgehen können. Es soll der komplexe Zusammenhang zwischen Mensch und Natur aufgezeigt werden, sodass Menschen ihre Handlungen individuell und in der Gruppe hinterfragen können (Bahr 2013: 71). Die Ziele der Umweltbildung sind also Umweltbewusstsein, -wissen und -handeln in der Gesellschaft zu etablieren und zu alltäglichen Handlungen zu machen (ibid.: 75). Das Arbeiten im außerschulischen Bereich gilt als unverzichtbarer Teil von Umweltbildung, denn Umweltbildung orientiert sich an Naturbegegnung und persönlichem Erleben (Niedersächsisches Kultusministerium 2001: 10). Durch die Erforschung der Umwelt in der unmittelbaren Schulumgebung wird eine aktive und handlungsorientierte Auseinandersetzung mit dem eigenen Lebensumfeld und möglicherweise vorhandenen Umweltproblemen im Nahraum angestrebt (ibid.: 76). Das Thema Umwelt soll so in seine Zusammensetzung aus Ökologie, Ökonomie und Gesellschaft gesehen werden (de Haan 1999: 82). Denn wir haben nicht mehr genug Zeit, um die derzeitigen Umweltprobleme nur aus einer Sicht heraus zu betrachten (ibid.: 86). Umweltbildung soll uns also nicht nur aufzeigen, welche Probleme es bereits gibt, sondern uns zum einen auch zu ermächtigen, also Handlungsmacht zu erlangen, und zum anderen gibt sie uns die Mittel und Wege mit, Natur für uns zu definieren und diese Mittel an unsere Umstände anzupassen (ibid.: 93).

Daher würde ich die Umweltbildung im Falle meiner Forschung auch in die Zukunft verordnen, denn die Überwindung der Umweltkrise erfordert neben einer tiefgreifenden Analyse eine Vorstellungskraft, was und wie wir es schützen wollen (Young, 1990: 9). Wenn wir auch wieder Gillespies (2019: 18) Teildefinition der politisierten, posthumanistischen Analyse aufgreifen, dass, wie bereits erwähnt, es auch zu mehr Ethik führt, dann darf nicht vergessen werden, dass Ethik als das Hinterfragen des eigenen Handelns nur dann funktioniert, wenn wir das Wissen zu dieser Reflexion auch besitzen. Obwohl hier ein sehr individualistischer Ansatz angeklungen sein mag, ist dieser Schritt nur in der Gemeinschaft möglich. Daher erfordert Nachhaltigkeit nicht nur die Einhaltung von Standards für Umweltqualität,

sondern auch die Orientierung an sozialer Gerechtigkeit und an unterschiedlichen Entwürfen für Lebensqualität (Kahlert 2005: 432). Wenn also der Zugang zu Umweltbildung niederschwellig gestaltet wird, wie es im Projekt der Dezentralen Gärten durch die unterfahrbaren Hochbeete und die unterstützte Kommunikation der Fall ist, dann ist sie auch für alle zugänglich und kann die kritische Beleuchtung solcher Themen für eine ökologische Kommunikation schärfen, die dann zu einem angepassten Verhalten aller in einer Gemeinschaft führt. Sie bietet so die Offenheit zur Gestaltung, aber bedarf deshalb auch immer wieder der Überarbeitung, was angemessen für die Mitglieder der jeweiligen Gemeinschaft ist (ibid.: 434).

6.4.2 Der Erlebnispfad

An allen Stationen des Erlebnispfades wurden neben dem Schild „Naschen erlaubt“ auch Informationstafeln zu Themen wie Biodiversität sowie Erklärungen zu den jeweiligen Rätseln der Stationen angebracht. Diese Erklärungen umfassen sowohl, was erraten werden, als auch, welche Fähigkeiten bei den Kindern gefördert werden soll. Die Kinder können sich nicht nur über Themen wie Biodiversität informieren, sondern auch interaktiv teilnehmen, indem sie zum Beispiel Blüten oder Insekten mit Lupen betrachten. Über einen QR-Code können sie anschließend Fragen beantworten, die zu den jeweiligen Themen gestellt werden. Obwohl QR-Codes heute wieder weit verbreitet sind und viele Menschen mit ihrer Nutzung vertraut sind, sollte man nicht vergessen, dass nicht alle den gleichen Zugang zu Medien und Technik haben. Nach meinen Beobachtungen kommen jedoch viele ältere Menschen besser mit moderner Technologie, insbesondere Smartphones, zurecht, als oft angenommen wird. Zudem bevorzugen jüngere Kinder oft eher haptische Lernmethoden statt eines Quiz auf dem Handy. Daher empfinde ich diese Erweiterung des Erlebnispfades als sehr gelungen. Am Ende soll eine kleine Tour entstehen, die durch die Seestadt führt und bei der über einen QR-Code die Lösungen der Rätsel abgerufen werden können. Da die Stationen eher für jüngere Kinder gedacht sind, könnten in vielen Fällen die Eltern die QR-Codes scannen müssen, was potenziell zu einem Lernkonflikt führen könnte. Mein pädagogisches Wissen reicht jedoch nicht aus, um dies abschließend zu bewerten, aber es fiel mir auf, dass Eltern oft dazu neigen, ihren Kindern das Lernen zu erleichtern, indem sie die Aufgaben fast alleine lösen, anstatt nur zu unterstützen. Da jedoch immer mehr Kinder eigene Smartphones mit Internetzugang besitzen, könnte dieser Konflikt teilweise vermieden werden.

Das Maskottchen „Wilde Hilde“, eine Biene, vermittelt die wichtigsten Informationen auf den Plakaten in einfacher Sprache. Trotz der verständlichen Formulierung sind die Inhalte unterschiedlich anspruchsvoll: Während manche Informationen leicht verständlich sind, erfordern komplexere Zusammenhänge mehr Zeit, können aber auch dazu einladen, sich intensiver mit dem Thema zu beschäftigen. Ein weiteres Hindernis ist, dass die Informationen auf Deutsch verfasst sind, was voraussetzt, dass die Besucher (die Sprache) lesen können. Zudem sind die Plakate aufgrund der niedrigen Höhe der Hochbeete oft ebenfalls niedrig angebracht, manchmal zwischen Hochbeeten oder zwischen einem Hochbeet und einem Busch. Dies könnte es für einige Besucher schwierig machen, nah genug heranzukommen, was den Effekt des Erlebnispfades beeinträchtigen könnte.

Der Erlebnispfad ist in den Dezentralen Gärten ein zentraler Bestandteil und lädt durch die bewusst knapp gehaltenen Beschreibungen der Stationen die Kinder dazu ein, eigenständig zu entdecken und auszuprobieren. Dies kann dazu führen, dass Eltern sich weniger einmischen, insbesondere wenn ihr Wissen über die jeweiligen Themen begrenzt ist. Als ich bei einem Workshop der Ackerhelden für die Kindergartenkinder der Seestadt mitwirkte, fiel mir jedoch auf, dass die Kinder oft weniger von den Stationen selbst fasziniert waren, sondern vielmehr von den Pflanzen in den Hochbeeten und den dadurch angezogenen Insekten. Andere Kinder zeigten mehr Interesse an den Stationen, wenn sie in kleineren Gruppen oder alleine unterwegs waren. Dies wirft die Frage auf, ob es nicht sinnvoller wäre, die Stationen stärker auf Erwachsene auszurichten, damit diese das Wissen aufnehmen und es ihren Kindern im Alltag vermitteln können. Dabei sollte jedoch auch bedacht werden, dass Projekte wie dieser Erlebnispfad tendenziell eher diejenigen ansprechen, die bereits ein gewisses Interesse an Umweltfragen haben, als diejenigen, für die solche Angebote ursprünglich gedacht sind.

Gewerbehof: Die erste Station, die ich beschreiben will, ist beim Gewerbehof. Eins der Plakate führt auf, wie wir der Biodiversität im Alltag helfen können. Durch weniger Verbrauch von Ressourcen und Landfläche, indem wir zum Beispiel weniger Fleisch essen, regional und saisonal einkaufen, keine Blumenerde mit Torf kaufen oder Gegenstände länger benutzen, kann durch kleine Veränderungen in unserem Verhalten schon ein Beitrag geleistet werden. Diese stehen auch eher als Tipps da, die zum Mitmachen einladen, als dass sie Vorwürfe erzeugen sollen. Auf dem anderen Plakat steht, dass Hochbeete durch die eingesetzten Pflanzen Insekten anlocken, die

als Nahrungsgrundlage für andere Tiere, wie Vögel, gelten und diese im Umkehrschluss dann anlocken. Neben diesem Plakat ist auch ein Insektenhotel angebracht. Ein kleines Konstrukt in der Form eines Hauses, in dem Insekten in kleinen Röhren und Ecken Unterschlupf und Ruhe finden können. Das dürfte Kinder einladen, selbst eins zu basteln, wodurch der Effekt in der Masse verstärkt wird. Denn auch beim Sommerfest 2022 haben die Ackerhelden einen Stand gehabt, in dem Kinder Insektenhotels selbst bauen durften; mit einer Dose und verschiedenem Füllmaterial, wie Stroh, Muscheln oder Ästen. Manche Kinder könnten sich daran erinnern und nochmal welche gestalten oder Eltern werden dazu eingeladen, zu googeln, wie solche Insektenhotels daheim gebastelt werden können und machen dies dann mit ihren Kindern daheim. Dies unterstreicht meine Aussage, dass die Stationen eher als Einladung zu einem umweltbewussteren Leben zu verstehen sind, als eine Mahnung.

Seebogen: Die zweite Station befindet sich beim Seebogen. An diesem sind, wie beim Gewerbehof, geschuldet durch die größere Zahl an Hochbeeten auch mehr Plakate angebracht. Das eine, mit dem Titel „Der Mensch als Teil der Natur“, zeigt auf, welche Vorteile intakte Ökosysteme für den Menschen haben und sollen hinweisen, dass wir sorgsam mit der Umwelt umgehen. Das zweite spricht über Insekten und ihre Aufgaben in Ökosystemen, wie dem Bestäuben unserer meisten Nutzpflanzen oder dem Abbau von Abfall. Ein ähnliches zu Mooren und ihrer Funktionen ist an einem weiteren Hochbeet angebracht. Das Rätsel an diesem Standort waren verschiedene zu drückende Knöpfe, die einem Art Fach am Hochbeet angebracht wurden, um sie vor Wettereinflüssen zu schützen. Diese Knöpfe konnten mit Tönen bespielt werden. Jedes gibt beim Drücken ein Tiergeräusch von sich und die Kinder müssen raten, welche es sind. In diesem Fall sind es: Eine Wechselkröte, eine Taube, eine Eule und eine Biene. Die Schwierigkeiten hier waren zum einen, die Vorrichtung so zu bauen, dass sie die Knöpfe, wie erwähnt, vor Wettereinflüssen schützt, wodurch sie jetzt aber etwas versteckt ist. Zum anderen werden die Audioaufnahmen gelöscht, wenn man zu lange auf den Knöpfen bleibt. Doch das passiert schneller als gedacht, da zumindest die bereits erwähnten Kindergartenkinder bei der Exkursion schon „einen Knopf gelöscht“ haben. Hier wäre in der Zukunft spannend zu beobachten, ob die Teilnehmer*innen die Stationen auch immer wieder kontrollieren und Missstände an die Ackerhelden weiterleiten. Denn die Knöpfe neu zu bespielen ist sehr einfach,

jedoch ist es nicht leicht zu erfahren, wann ein Geräusch gelöscht wird, ohne dass die Ackerhelden jeden Tag dorthin schauen müssen.

Georgine-Steiniger-Weg: Auch beim Georgine-Steiniger-Weg wurde eine Station aufgebaut, jedoch ohne Rätsel. Dies ist wahrscheinlich dem geschuldet, dass es nur ein einzelnes Hochbeet ist und auch nur eine Seite einsehbar. Das Plakat dort erzählt über endemische Arten in Österreich, also Spezies, die auch nur dort vorkommen. Mit rund 68.000 Arten zählt es zu den artenreichsten Ländern Mitteleuropas. Daneben ist eine kleine Holztafel angebracht, auf der symbolisch verschiedene Tiere mit der Prozentzahl gefüllt sind, wie viele von ihnen in Österreich als gefährdet eingestuft werden. So sind 100 % der Amphibien und Reptilien in Österreich gefährdet, während es bei Säugetieren 45 % und bei Vögeln 57 % sind.

HaBit Garconnieren Verbund, Ilse-Buck-Straße: Der Erlebnispfad an diesem Standort besteht aus Plakaten zum Thema Biodiversität und wie diese sich auf der Erde verteilt. Außerdem sind vier Behälter mit toten Insekten, wie einem Mistkäfer, Blumen, wie einer Schafgarbe, oder Erde aufgebaut, die die Kinder mit integrierten Lupen erforschen können. Bereits zu Anfang mussten diese aber ausgetauscht werden, da die Kinder die Lupen zu weit hineindrückten und dadurch die Petrischalen mit den Objekten zerstörten. Auch kam eins der Objekte, ein Skorpion, weg — wahrscheinlich, weil es so interessant aussah, dass jemand diesen auch bei sich daheim haben wollte. Dies steht auch sehr stellvertretend für die Sorge der Teilnehmer*innen ist, dass Sachen geklaut werden. Nachdem die größeren Behälter undicht waren, füllten sie sich durch den Regen mit Wasser und mussten versiegelt werden. Die Infotafel spricht über die Verteilung der Artenvielfalt und dass diese sich am Äquator in megabiodiversen Regionen der Welt konzentriert. Das steht nicht im Widerspruch zur vorherigen Information, dass Österreich das artenreichste Land Mitteleuropas ist, sondern, dass Länder wie Mexiko, der Kongo oder Indonesien im Vergleich nochmals mehr und auch diversere Arten beherbergen. Kurzum weisen sie eine höhere Dichte an verschiedenen und einzigartigen Spezies auf.

Diese Station stellte sich als schwierigste heraus, da zum einen die Vorrichtung und die Lupen so beschaffen sein mussten, dass sie austauschbar aber nicht zu klauen sind. Trotzdem hat Jan auch hier immer wieder ein neues Untersuchungsobjekt geholt und eingesetzt. Hinzu kamen aber, dass einmal die Lupen beweglich sein sollten, aber dann zu nah an den Objekten dran waren, wodurch die Lupe nicht immer scharf gestellt

werden konnte. Ein weiteres Mal liefen die Lupengefäße nach starken Regenfällen voll mit Wasser. Die Frage des Geldes spielt auch hier wieder eine Rolle, da natürlich qualitativ hochwertige Produkte gekauft werden wollen, ob diese dann aber auch halten, muss erst gesehen werden. Auch hier muss ausprobiert werden, was in welchem Umfang angenommen wird. Das kostet wieder Zeit und Geld. Das größere Problem an dem Erlebnispfad hier war aber, dass er eigentlich für behinderte Menschen mit Rollstuhl gedacht war. Doch die Station ist zum einen sehr niedrig, sodass selbst ich mit einer Größe von 1,60m in die Hocke gehen musste und zum anderen zwischen dem Hochbeet der Ackerhelden und dem von Jugend am Werk sehr wenig Platz für Rollstühle ist. An einer anderen Seite des Hochbeetes wäre es aber nicht gegangen, da die gegenüberliegende Seite schon sehr knapp in der Feuerwehreinfaahrt steht und die Station bei einem Einsatz zerstört werden oder im Weg stehen würde. Auf den anderen beiden Seiten würde es die Rollstuhlfahrer*innen behindern unter das Beet zu kommen. Somit ist die Wahl hier eher eine Kompromisslösung und der Raum, der eingenommen werden könnte, wird wieder durch die Auflagen höherer Instanzen beschnitten — auch wenn diese natürlich als sinnvoll zu erachten sind.

Die HaBit-WG Gisela-Legath-Gasse hat durch ihren Standort, und wo die Hochbeete auch platziert sind, keinen Teil des Pfades bekommen, da eine Anbringung an den Zaun nicht vorgesehen war und so wahrscheinlich auch nicht umzusetzen wäre. Es bleibt zu beobachten, ob hier auch eine Kompromisslösung gefunden werden kann, dass auch dieses Hochbeet in den Erlebnispfad integriert werden kann.

Der Bildungscampus Lieselotte Hansen-Schmidt soll oder hat bereits einen Teil des Erlebnispfades bekommen, was jedoch zum Zeitpunkt meiner Beobachtung noch nicht stattgefunden hat.

Zusammenfassend kann für das Kapitel der Umweltbildung gesagt werden, dass

- der Sprechende Garten in Zusammenhang mit den unterfahrbaren Beeten einen inklusiven Charakter der Dezentralen Gärten schafft. Dazu möchte ich noch hinzufügen, dass auch sprachliche Barrieren damit aufgebrochen werden und nicht Deutsch sprechende Menschen in das Projekt in Zukunft einbezogen werden können.
- der Erlebnispfad eine großartige Möglichkeit für Menschen, unabhängig ihres Alters oder ihres Wissenstands, darstellt, um sich nochmal mit Umwelt und

Ökologie auseinanderzusetzen. Die Quizze sind interaktiv gestaltet, wodurch ein längerer Aufenthalt mit den Hochbeeten auch gegeben wird. Somit werden die Beete, als Akteure, zu Vermittlern von Wissen.

- der inklusive Charakter dafür sorgt, dass Umweltbildung ein viel weiteres Publikum erreichen kann. Das ist insofern wichtig, als dass Umweltschutz in der Gemeinschaft gedacht werden muss. Eine Gemeinschaft, in der die Mehrheit ein profundes Wissen zur Reflexion und damit zu einem angepassten Handeln hat, kann effektiveren Umweltschutz leisten.

7. Fazit

In diesem Fazit möchte ich zum einen meine gesamte Arbeit, also meine Vorgehensweise und mein empirisches Material zusammenfassen sowie meine Meinung nochmal konkretisieren. Darüber hinaus möchte ich Fragen aufbringen, die in Zukunft noch an das Projekt selbst, aber damit auch an ähnliche Projekte in der Seestadt oder sogar in anderen Städten, gestellt werden können. Um die Arbeit abzurunden greife ich das Thema der Inklusion in der Umweltbildung nochmal auf, vertiefe es und stelle auch hier weitere Fragen für zukünftige Forschungen.

In dem Projekt der Dezentralen Gärten der Ackerhelden wurden an Anwohner*innen in der Seestadt, Wien, kostenlos ein bis mehrere Hochbeete ausgegeben, damit diese sich auf eine möglichst niederschwellige Art wieder mehr mit der Natur und der Herkunft unseres Essens auseinandersetzen. Die Gruppen haben sich aus mehreren Nachbar*innen einer Wohnanlage gebildet, jedoch gab es auch soziale Einrichtungen, die bei diesem Projekt mitgemacht haben. Der Aspekt der Umweltbildung wurde einmal durch den Erlebnispfad, einer Reihe an Tafeln mit Informationen über verschiedene Umweltthematiken mit zugehörigen Rätseln, und dem sprechenden Garten, der Einbindung von unterstützter Kommunikation sodass non-verbale Kinder auch am Gärtnern teilnehmen können, unterstützt. Inklusion wurde nicht nur durch das Aufnehmen der sozialen Einrichtungen oder des sprechenden Gartens in das Projekt gefördert, sondern auch durch unterfahrbare Hochbeete, sodass Kinder in Rollstühlen zumindest besser am Gärtnern auch teilnehmen können. Diese Aspekte sollten ihren

Beitrag leisten für Menschen die Brücke zwischen erster und zweiter Natur zu schlagen oder sogar kleiner zu machen.

Was allgemein als Natur bekannt ist, habe ich hier als erste Natur nach Bookchin benannt, also dem, was evolutionär auch natürlich gegeben ist. Die zweite Natur hingegen ist das, was vom Menschen geschaffen wurde, wie eben Städte. Da der Einfluss der Menschen auf den gesamten Planeten so intensiv ist, verschwimmt die Grenze oft. Doch trotzdem sehen wir im Alltag der meisten Menschen, die in Städten leben, einen Wunsch sich wieder mehr mit der ersten Natur auseinanderzusetzen, vor allem da die Klimakrise immer mehr Aufmerksamkeit bekommt. Dieser Aspekt zeichnet die räumliche Komponente meiner Arbeit ein, wobei die Stadt als ein komplexes Geflecht von Infrastrukturen betrachtet wird, in dem verschiedene Akteur*innen agieren und interagieren. Je nachdem, wie sie sich durch den Raum bewegen, verändern sie nicht nur diesen, sondern auch die Beziehung zu anderen.

Die Hochbeete, die ich in meiner Forschung als eigenständige Akteure einbezog, spielen eine zentrale Rolle in der Re-Integration von Natur und urbanem Raum. Durch ihre Präsenz und die Interaktionen, die sie hervorrufen, tragen sie zur Veränderung der Nachbarschaftsbeziehungen bei und fördern eine engere Verbindung zwischen Mensch und Umwelt. Trotz ihrer geringen Motilität, gerade einmal, dass sie durch Menschen und einem entsprechenden Hubkarren verlegt werden können, verändern sie viele Nicht-Orte in "Dritte Orte". Das bedeutet, dass Plätze, die sonst nur dem Durchgang oder dem Transfer von Menschen gedient hätten, so umgestaltet werden, dass sie Menschen zum Bleiben animieren. Die Hochbeete als "Dritte Orte" haben sich als wirksame Mittel erwiesen, um Gemeinschaften zu stärken, soziale Barrieren abzubauen und Menschen verschiedener Generationen zusammenzubringen. Sie fördern nicht nur den Austausch von Wissen und Ressourcen, sondern auch das politische Bewusstsein und die Sensibilisierung für gesellschaftliche Themen. In diesem Zusammenhang zeigt das Projekt der Dezentralen Gärten, wie durch einfache, aber wirkungsvolle Maßnahmen, die Lebensqualität in urbanen Räumen verbessert und nachhaltiges Denken gefördert werden kann.

Die Seestadt als Neubauprojekt bietet einen interessanten Aspekt, wie bottom-up Projekte, Nachbarschaft und viele andere Themen funktionieren können, da sie einen viel dynamischeren Charakter aufweist. Im Kontext der Seestadt zeigt sich, dass trotz der ambitionierten Ziele des Masterplans zur Nachhaltigkeit noch viel Raum für

Verbesserungen besteht. Während bottom-up Projekte wie die von den Ackerhelden initiierten Hochbeete eine wichtige Rolle in der Förderung von Gemeinschaft und Nachhaltigkeit spielen, sind sie doch häufig durch bürokratische und finanzielle Hürden eingeschränkt. Dennoch ist eine positive Entwicklung zu beobachten, die durch das Engagement der Bürger*innen und die Förderung von nachbarschaftlichen Netzwerken vorangetrieben wird.

Neben der räumlichen habe ich auch eine zeitliche Komponente in die Analyse meines empirischen Materials eingeführt. Handlungsmacht ist ein zentraler Aspekt, der es Individuen und Gruppen ermöglicht, aktiv auf ihre Umgebung einzuwirken und die bestehenden Rahmenbedingungen nach ihren eigenen Vorstellungen zu gestalten. Dies wird durch die bewusste Gestaltung urbaner Räume erreicht, die nicht nur die physische, sondern auch die soziale Struktur beeinflusst. Nach der Theorie von Emirbayer und Masche lässt sich Handlungsmacht in drei zeitliche Dimensionen unterteilen, die ich in meiner Arbeit den verschiedenen Phasen des Projekts zugeordnet habe. Die Vergangenheit repräsentiert die Planungsphase durch die Ackerhelden, die den Grundstein für das Projekt legten. Die Gegenwart spiegelt die Phase der Umsetzung und Annahme wider, in der die Teilnehmenden aktiv in das Projekt eingebunden werden und es mit Leben füllen. Dadurch ergaben sich neue Probleme und Wünsche, die beide Einfluss auf die Vergangenheit und auf die Zukunft hatten. Es entwickelte sich eine gewisse Routine, durch die das Projekt zu einem Teil des Alltags der Teilnehmenden und damit anfang zu einem Selbstläufer zu werden. Die Zukunft schließlich steht für die Umweltbildung, durch die die gewonnenen Erkenntnisse als Wünsche und Visionen für eine bessere Welt weitergetragen und neue Generationen für nachhaltiges Handeln sensibilisiert werden sollen. Diese zeitlichen Dimensionen schaffen eine komplexe Raum-Zeit-Konstellation, in der verschiedene Akteur*innen, darunter sowohl menschliche als auch nicht-menschliche, ihre unterschiedlichen Ziele verfolgen und dabei in vielfältige Interaktionen treten. Diese vielfältigen Kontakte und Wechselwirkungen sind ein zentrales Untersuchungsfeld meiner Arbeit. Daher richte ich meinen Blick nicht nur auf die menschlichen Akteure, sondern beziehe auch die nicht-menschlichen Akteure, wie beispielsweise die Hochbeete, in meine Analyse mit ein, um die komplexen Dynamiken und Einflüsse innerhalb dieses Projekts umfassend zu beleuchten.

Auch wenn die Ressourcen und dadurch die Handlungsmacht nicht immer gleich verteilt waren, konnten durch das Projekt viele der Teilnehmenden für sich auf

unterschiedliche Weise die verschiedenen Naturen näherbringen. Einmal durch das Gärtnern selber und einmal durch die Gemeinschaft, in der nicht nur Wissen, sondern auch Ideen und Probleme geteilt werden, die dann die zukünftige Handlung(smacht) verändern. Das Lernen auf verschiedenen Ebenen fördert das ethische Denken, wie mit der eigenen Umwelt umgegangen werden soll und welchen eigenen Beitrag man leisten kann. Hier sieht man sehr gut die Verschmelzung der verschiedenen Zeitstrahle, da Gegenwart und Zukunft immer wieder aufeinander Bezug nehmen. Alleine die Aspekte des Teilens, von Informationen und Ernte, sowie dem Zusammenbringen von Lohnarbeit und einem sehr aufwendigen Hobby (oder sogar weiteren Arbeitsfeld) können als Probleme gesehen werden; neben denen, die bottom-up Projekte an sich schon bestreiten müssen, was ich als Vergangenheit der Handlungsmacht bezeichnet habe. Doch diese wird auch immer wieder durch das geformt, was in der Gegenwart gemacht wird und damit zur Vergangenheit wird. Die Forschungsfrage, die sich für mich dabei ergab, war: Wie zeigt sich Handlungsmacht in alltäglichen, konfliktarmen Projekten, und inwiefern ermöglicht dieser theoretische Rahmen ein tieferes Verständnis für das individuelle Handeln und die Gestaltungsmöglichkeiten von Menschen in solchen Kontexten?

In meiner Arbeit habe ich ethnographische Feldforschung als zentrale Methodologie gewählt, da sie es ermöglicht, tief in das Alltagsleben fremder Menschen einzutauchen und von ihnen zu lernen, wie sie leben. Dieses gewonnene Wissen, kombiniert mit meinen theoretischen Ansätzen und eigenen Standpunkten, trägt dazu bei, eine bessere Welt zu denken. Um nicht in koloniale Denkmuster zurückzufallen, betrachte ich Forschung in der eigenen Stadt ebenso als valide wie in entfernteren Regionen. Die Seestadt, als urbanes Entwicklungsprojekt mit lebhaften sozialen Dynamiken und sich neu entwickelnden Nachbarschaftsnetzwerken, bietet daher eine ausgezeichnete Grundlage für ethnographische Beobachtungen.

Ein weiterer wichtiger Aspekt meiner Methodologie ist die Reflexion über die eigene Positionalität als Forschende*r. Meine Beziehung zu den Ackerhelden entwickelte sich zu einer Freundschaft, die ich als methodologischen Ansatz nutzte, um eine enge Beziehung zu den Teilnehmenden in meine Forschung einzubinden. Dies ermöglichte mir nicht nur einen besseren Zugang, sondern auch einen intensiven Austausch von Informationen, Ideen und Gefühlen. Um den eher mageren direkten Kontakt zu den Projektteilnehmenden auszugleichen, fokussierte ich meine Forschung stärker auf die

Hochbeete, um den Grad der Mitwirkung der Teilnehmenden zu analysieren. Dennoch wollte ich die Empirie nicht vollständig vom menschlichen Element trennen und implementierte daher Gruppeninterviews sowie Fragebögen, die jeweils einmal eingesetzt wurden. Die Einladungen hierzu wurden über Jan weitergeleitet, was die zuvor genannten Punkte weiter stärkte.

Im Verlauf der Forschung führte ich zudem mehrere Interviews mit Expertinnen aus verschiedenen, forschungsnahen Interessensgebieten, um ein umfassenderes Bild zu erhalten. All diese genannten Aspekte führen zu dem Schluss, dass meine Forschung als eine anthropologische Ethnographie mit teilnehmender Beobachtung und einem Mixed Methods-Design (Hollstein 2010) charakterisiert werden kann. Durch diese methodische Vielfalt konnte ich sowohl die menschlichen als auch die nicht-menschlichen Akteurinnen in das Forschungsfeld integrieren und somit ein ganzheitliches Verständnis der sozialen und ökologischen Dynamiken in der Seestadt entwickeln.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass meine Forschung einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der komplexen Wechselwirkungen zwischen Mensch, Raum und Natur in urbanen Kontexten geleistet hat. Durch die Kombination von ethnographischen Methoden, partizipativer Beobachtung und einer theoretischen Rahmung, die sowohl menschliche als auch nicht-menschliche Akteure einbezieht, konnte ich aufzeigen, wie urbane Gemeinschaften durch gemeinsame Projekte gestärkt werden und wie solche Initiativen zur Schaffung nachhaltiger und inklusiver urbaner Räume beitragen können. Die Herausforderungen, denen sich bottom-up Projekte gegenübersehen, sind zahlreich, doch zeigen die positiven Entwicklungen in der Seestadt, dass solche Initiativen langfristig erfolgreich sein können und das Potenzial haben, die urbane Landschaft nachhaltig zu verändern.

Ausgehend von meinen Beobachtungen sehe ich einige Punkte, die in Zukunft noch interessant für das Projekt oder die Forschung werden könnten. So wird immer die Frage bestehen bleiben, wie die Teilnehmenden in Zukunft mit den Hochbeeten umgehen werden. Verschieben sie sie, geben sie diese ohne Absprache weiter, bauen sie eigene noch dazu etc. Auch wird es spannend, ob nicht doch Außenstehende mehr mit den Teilnehmenden oder den Hochbeeten interagieren, teilnehmen möchten, doch mehr genommen wird oder Hochbeete gar beschädigt werden. Die Kommunikation untereinander, außerhalb, aber auch mit den Ackerhelden wird immer ein wichtiger

Aspekt bleiben und so ist abzuwarten, ob sich vielleicht doch die Position eines/ einer Mittler*in ergibt oder die Teilnehmenden auch so intensiver mit den Ackerhelden in Kontakt treten werden. Dies ist natürlich auch abhängig, wer die Gruppe ist. Wie verhalten sich die sozialen Einrichtungen in Zukunft? Bauen sie anders an, geben sie selbst Workshops, wird es Schul- oder gar Straßenfeste geben? Wird es durch eine wachsende Zahl an Teilnehmenden und Hochbeeten schlussendlich doch einen ökologischen Faktor geben? All diese Fragen mögen eventuell hoch angesetzt klingen. Doch nachdem ich mir nur die Pilotphase des Projekts angeschaut habe, bleibt der tatsächliche Verlauf des Projekts über die nächsten Jahre spannend.

Einen weiteren spannenden Punkt finde ich den bildenden Charakter des Projekts. Da aufgrund seiner kleinen Größe doch von Anfang an Umweltbildung einen großen Teil gespielt hat, gepaart mit den inklusiven Ansätzen, möchte ich den Aspekt der Umweltbildung in Hinsicht auf Behinderung nochmals ausführen. Denn eine inklusive Umweltbildung ermöglicht mehr Handlungsmacht, wodurch die Position behinderter Menschen in der Umweltbewegung als Ganzes verändert werden könnte.

Zunächst einmal ist festzustellen, dass die Anthropologie an sich schon ableistisch ist, so dass die Methoden aus diesem Bereich der Geisteswissenschaften sind keine Ausnahme. Behinderten Menschen wurde die Fähigkeit abgesprochen die Fähigkeit abgesprochen, vollständig, das heißt in gleicher Weise wie Nichtbehinderte, mit ihrer Umwelt zu interagieren und sind daher für die Anthropologie nicht von Interesse (Belek 2019: 36), da die Anthropologie versucht, der Welt einen Sinn zu geben, indem sie beobachtet, wie bestimmte Menschen mit ihrer jeweiligen Umwelt. Es ist anzumerken, dass die meiste Zeit über sichtbare Behinderungen gesprochen wird, wie z.B. nicht gehen oder sehen zu können, aber weniger über eher unsichtbare Behinderungen wie Gehörlosigkeit oder geistige Behinderungen. Es wird also nicht nur immer schwierig sein, alle Formen von Behinderungen einzubeziehen, sondern auch, einen „normalen Körper“ als nicht behindert zu bezeichnen, könnte immer nur eine Vermutung sein. Deshalb sollten wir als Anthropologen darüber nachdenken, wie wir uns im Feld engagieren und wie wir behinderten Menschen begegnen können.

Nichtsdestotrotz „produzieren Anthropologen weiterhin eindringliche Ethnographien von großer Relevanz für das Studium der Behinderung, die nicht ausdrücklich als Werke der Behindertenforschung ausgewiesen sind. Diese Arbeiten können eine Quelle der Inspiration und Herausforderung sein, weil sie eine Vielzahl von

Perspektiven bieten (Whyte & Ingstad 2007: 6).“ Während man sich also ihrer äußerst problematischen Geschichte bewusst bleiben sollte, kann und wird die Anthropologie hoffentlich Texte und Forschungen hervorbringen, die den Spieß der Unterdrückung umdrehen und die Türen für eine angepasste Auslegung der Forschung öffnen. Sprache, bzw. in diesem Zusammenhang Kommunikation, ist nur verfügbar, wenn sie auch gefühlt wird (Williams 1999: 181), daher sind auch andere Sinne von großer Hilfe, um die Realität durch andere Körper zu erkunden (Belek 2019: 35). Im Hinblick auf das Projekt wäre es von großem Wert gewesen, den Eindruck der behinderten Menschen von der Natur durch ihre primär genutzten Sinne zu sammeln und zu verstehen. Unter der Annahme, dass unsere westliche Welt eine vor allem sehende Welt ist und andere Sinne untergeordnet sind (Keating 2010: 119), hätte dies vor allem auch mein Verständnis für ihre Welt erweitert haben. Da wir uns primär auf das Hören und Sehen verlassen, was auch sehr selektiv geschehen, vergessen wir, das Feld durch andere Sinne noch tiefer wahrzunehmen (Fine 1993: 277f).

Aber warum ist es so wichtig, die Umwelterziehung direkt zu fördern? Nun, zunächst einmal, sollte geklärt werden, was Umwelterziehung bedeutet. Sie ist ein pädagogischer Ansatz, der zeigt, wie der Mensch in seine Umwelt eingreift und sie stört, aber auch wie sie mit diesen Störfaktoren und natürlichen Ressourcen bewusster umgehen können. Sie zielt darauf ab, die komplexen Beziehungen zwischen Mensch und Natur aufzuzeigen, damit die Menschen ihr Handeln individuell und in der Gruppe hinterfragen können (Bahr 2013: 71). Die Ziele der Umweltbildung sind daher, Umweltbewusstsein zu etablieren, Wissen und Handeln in der Gesellschaft zu etablieren und in Alltagshandeln umzusetzen (ibid.: 75).

Die Arbeit außerhalb der Schule wird als unverzichtbarer Teil der Umweltbildung, denn Umweltbildung ist auf Naturbegegnung und Selbsterfahrung ausgerichtet und persönliche Erfahrungen orientiert (Niedersächsisches Kultusministerium 2001: 10). Durch die Erkundung der Umwelt im unmittelbaren Schulumfeld wird eine aktive und handlungsorientierte Auseinandersetzung mit dem eigenen Lebensumfeld und eventuell vorhandenen Umweltproblemen in der näheren Umgebung angestrebt (ibid.: 76). Das Thema Umwelt ist also in seiner Verbindung von Ökologie, Ökonomie und Gesellschaft gesehen werden (de Haan 1999: 82). Diese denn wir haben nicht mehr genug Zeit, um die aktuellen Umweltprobleme nur aus einer nur aus einer Perspektive zu betrachten (ibid.: 86). Umweltbildung sollte daher nicht nur uns nicht nur zeigen, welche Probleme bereits existieren, sondern uns auch

befähigen, d.h. uns die Kraft zum Handeln geben, und uns die Mittel an die Hand geben, die Natur selbst zu definieren und diese Mittel an unsere Umstände anzupassen Umstände anzupassen (ibid.: 93). Durch die Öffnung der Umweltbildung für marginalisierte Gruppen der Gesellschaft können wir nicht nur die Probleme der Welt in viel mehr Facetten kennenlernen, sondern auch, wie sehr all diese Themen miteinander verbunden sind, um einen ganzheitlicheren Ansatz für die Krise, mit der wir konfrontiert sind. Das bedeutet nicht, dass Eingliederungsprogramme von anderen Projekten vereinnahmt werden sollten von anderen Projekten übernommen werden sollten, sondern dass die gewonnenen Erkenntnisse an anderer Stelle angewandt werden können, um eine um eine niedrigschwellige Gemeinschaft zu bilden, in der vereinte Kräfte eingesetzt werden können.

Wie erwähnt, wurden in Zusammenarbeit mit Petra Zehentner von Platus communications Elemente der unterstützten Kommunikation eingebaut, um Kindern mit nonverbalen Kommunikationsfähigkeiten die Teilnahme an der Gartenarbeit zu ermöglichen. Das Konzept des „body-mind“ hebt die Dichotomie zwischen Körper und Geist auf, die besonders relevant ist wenn es um Behinderungen geht (Price 2015) - es wird ein holistischeres Bild des Körpers eingeholt, um so auch umfassender auf Bedürfnisse einzugehen. Neue Technologien bieten Möglichkeiten, um körperliche Fähigkeiten zu verbessern und/ oder die Teilhabe von Menschen mit Behinderungen zu erhöhen (Rapp & Ginsburg 2001: 6). Inklusion sollte nicht einseitig betrachtet werden; auch nichtbehinderte Menschen müssen sich mit der Welt von Menschen mit Behinderungen auseinandersetzen (Edgerton 1967, Nakamura, 2010a, 2010b). Inklusion fördert den Aufbau von Gemeinschaften für behinderte und nichtbehinderte Menschen. Im Falle der erweiterten Kommunikation auf dem Erlebnispfad wurde eine Umgebung geschaffen, in der Kinder mit dem Garten interagieren können obwohl sie normalerweise davon ausgeschlossen wären. Doch dieser Ansatz ist damit nicht nur niederschwellig für non-verbale oder behinderte Kinder, sondern auch ermöglicht damit einen einfacheren Einstieg für alle. Dieser Zusatz wurde zwar für nonverbale Kinder entwickelt, aber er kann auch für Kinder und Erwachsene genutzt werden, die die deutsche Sprache nicht oder nicht ausreichend sprechen, um im Garten zu interagieren. Denn Wörter wie Gießkanne oder Honigbiene gehören zu einem eher fortgeschrittenen, beziehungsweise spezialisiertem Vokabular. Es bleibt abzuwarten, inwieweit die unterstützte Kommunikation behinderten Menschen hilft, ihre Wünsche

und Forderungen im Garten zu äußern, aber die Umwelterziehung spielt eine wichtige Rolle, da Stadtbewohner oft weniger direkten Kontakt zur Natur haben.

Es ist daher einer von vielen wichtigen Schritten, zu untersuchen, wie verschiedene Kulturen und Gemeinschaften in städtischen Gebieten mit Umweltfragen umgehen und welche pädagogischen Ansätze wirksam sind. Kulturelle Praktiken, Werte und Möglichkeiten werden berücksichtigt, um Umweltbewusstsein und nachhaltiges Verhalten zu fördern. Durch Programme, die lokale Wissenssysteme und die gebaute Natur einbeziehen, können die Stadtbewohner*innen ein tieferes Verständnis für ihre Umwelt entwickeln und zu einem nachhaltigen Lebensstil beitragen. Hiermit wollte ich nochmal aufzeigen, dass ein inklusiver Ansatz der Umweltbildung auch eine breite Maße erreichen kann als anfangs gedacht. Damit erhöht es im Fall der Dezentralen Gärten auch den Effekt Umweltbildung verständlich aufzuarbeiten. Die Projektion in die Zukunft, also dem Wunsch nach mehr Nachhaltigkeit, wird dann veralltäglicht und in die Gegenwart eingebaut, womit wir alle miteinander und füreinander etwas erreichen können.

8. Abstrakt

In der vorliegenden Arbeit beschäftige ich mich eingehend mit meiner Mixed-Methods-Forschung, die ich im Rahmen des öko-sozialen Infrastrukturprojekts „Dezentrale Gärten“ der Ackerhelden Österreich in der Seestadt Wien durchgeführt habe. Ziel meiner Untersuchung ist es, aufzuzeigen, wie die Kluft zwischen Mensch und Natur, selbst innerhalb urbaner Räume, zumindest verringert werden kann. Das Projekt „Dezentrale Gärten“ stellt dabei ein innovatives Modell dar, bei dem Hochbeete kostenfrei an verschiedene Haushalte und Einzelpersonen vergeben werden, mit der Erwartung, dass sich diese Menschen um die Beete kümmern und somit aktiv zur Begrünung und ökologischen Gestaltung ihrer Umgebung beitragen. Darüber hinaus verfolgt das Projekt einen explizit inklusiven Ansatz: Die Hochbeete sind unterfahrbar gestaltet, um auch Menschen im Rollstuhl die Teilnahme zu ermöglichen, und ein „sprechender Garten“ wurde eingerichtet, um non-verbale Kinder in das Gartenprojekt zu integrieren. Ein besonderes Augenmerk liegt zudem auf der Umweltbildung für Kinder, die durch speziell konzipierte Lernstationen ein tieferes Verständnis für ökologische Zusammenhänge und nachhaltiges Handeln entwickeln sollen.

Die Seestadt betrachte ich in meiner Arbeit nicht nur als physisches Umfeld, sondern als eine Art Infrastruktur, die zu großen Teilen als „Nicht-Ort“ charakterisiert werden

kann. Dies bedeutet, dass die Seestadt, obwohl sie physisch existiert, durch Projekte wie dieses erst zu einem lebendigen, gemeinschaftlichen Raum wird, den ich als „Dritten Ort“ bezeichne. Diese Transformation vollzieht sich besonders durch die Interaktion der Bewohnerinnen mit den Hochbeeten, die als zentrale Elemente des Projekts fungieren. Diese Beete und die Pflanzen, die in ihnen wachsen, betrachte ich im Rahmen meiner posthumanistischen Perspektive nicht nur als einfache Objekte, sondern als aktive Akteurinnen innerhalb des urbanen Gefüges. Sie nehmen Einfluss auf das soziale und ökologische Gefüge der Seestadt und tragen dazu bei, die Distanz zwischen Natur und urbanem Raum zu überwinden.

Im weiteren Verlauf der Arbeit untersuche ich die zeitliche Dimension der Handlungsmacht, indem ich analysiere, wie sich die unterschiedlichen Akteur*innen – darunter Menschen, Hochbeete und Pflanzen – in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verhalten und welche Rollen sie in diesen zeitlichen Phasen spielen. Jede dieser zeitlichen Dimensionen wird dabei einem spezifischen Aspekt des Projekts zugeordnet, um die fortlaufende Entwicklung und die Auswirkungen des Projekts umfassend zu beleuchten.

Abschließend wird die Arbeit durch eine Diskussion abgerundet, in der ich darlege, warum inklusive Umweltbildung von so großer Bedeutung ist, insbesondere im Kontext städtischer Entwicklungsprojekte. Darüber hinaus stelle ich Fragen, die sich an zukünftige Forschungen und Weiterentwicklungen des Projekts richten, und eröffne Perspektiven für die Weiterentwicklung der Thematik in einem breiteren gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Kontext.

In this thesis, I take an in-depth look at my mixed-methods research, which I conducted as part of the eco-social infrastructure project ‘Dezentrale Gärten’ by the company Ackerhelden Österreich in Vienna's Seestadt. The aim of my research is to show how the gap between people and nature, even within urban spaces, can at least be reduced. The ‘Dezentrale Gärten’ project is an innovative model in which raised beds are given to various households and individuals free of charge, with the expectation that these people will look after the beds and thus actively contribute to the greening and ecological design of their surroundings. In addition, the project takes an explicitly inclusive approach: the raised beds are designed to be wheelchair accessible so that people in wheelchairs can also participate, and a ‘talking garden’ has been set up to

integrate non-verbal children into the garden project. There is also a special focus on environmental education for children, who are to develop a deeper understanding of ecological relationships and sustainable behaviour through specially designed learning stations.

In my work, I see the Seestadt not only as a physical environment, but also as a kind of infrastructure that can largely be characterised as a 'non-place'. This means that Seestadt, although it exists physically, only becomes a living, communal space through projects such as this one, which I refer to as a 'third place'. This transformation takes place particularly through the interaction of the residents with the raised beds, which act as central elements of the project. In my post-humanist perspective, I see these beds and the plants that grow in them not just as simple objects, but as active agents within the urban fabric. They influence the social and ecological fabric of Seestadt and contribute to overcoming the distance between natural and urban spaces.

In the further course of the thesis, I examine the temporal dimension of agency by analysing how the different actors - including people, raised beds and plants - behave in the past, present and future and what roles they play in these temporal phases. Each of these temporal dimensions is assigned to a specific aspect of the project in order to shed light on the ongoing development and impact of the project.

Finally, the work is rounded off with a discussion in which I explain why inclusive environmental education is so important, especially in the context of urban development projects. In addition, I pose questions for future research and further development of the project and open up perspectives for the further development of the topic in a broader social and scientific context.

9. Literaturverzeichnis

- Adloff, F., S. Neckel (2019) Futures of sustainability as modernization, transformation, and control: a conceptual framework, *Sustainability Science* 14, 1015-25. DOI: 10.1007/s11625-019-00671-2
- Amit, V. (2000) Introduction, *Constructing the Field - Ethnographic Fieldwork in the Contemporary World*, (Hg.) Vered Amit, 1-18, New York & London: Routledge.
- Atkinson, P. (1992) *Understanding Ethnographic Texts*, Newbury Park, CA: Sage.
- Augé, M. (2012) *Nicht-Orte*, München: Beck.
- Bahr, M. (2013) Umweltbildung, *Potsdamer geographische Praxis*, Universitätsverlag: Potsdam, 71-78.
- Barrios, R. (2017) What Does Catastrophe Reveal for Whom? The Anthropology of Crises and Disasters at the Onset of the Anthropocene, *Annual Review of Anthropology*, Vol. 46: 151-66.
- Belek, B. (2019) Articulating Sensory Sensitivity: From Bodies with Autism to Autistic Bodies, *Medical Anthropology* 38:1, 30-43. DOI: 10.1080/01459740.2018.1460750
- Bookchin, M. (1977) *Die Grenzen der Stadt*, Berlin: Verlag Jakobsohn.
- Bookchin, M. (2018 [1996]) *Second Nature*.
<https://archive.org/details/BookchinSecondNature/page/n4/mode/1up>
- Brand, K.-W. (2017) Naturschutz - Umweltschutz - Nachhaltige Entwicklung: Transformation gesellschaftlicher Regulationsmodelle und sozial-ökologischer Regime, *Die sozial-ökologische Transformation der Welt*, (Hg.) K.-W. Brand, 79-115, Frankfurt/ New York: Campus Verlag.
- Brocco, G., B. Rutert (2019) Role Conflicts and Aftermaths: Introduction, *Affective Dimensions of Fieldwork and Ethnography*, (Hg.) T. Stodulka et al., 23-28, Cham: Springer.
- Burdett, R., D. Sudjic (2006) *The Endless City*, London: Phaidon.
- Burdett, R., D. Sudjic (2010) *Living In the Endless City*, London: Phaidon.
- Burgess, R. (1991) Sponsors, Gatekeepers, Members, and Friends: Access in Educational Settings. *Experiencing Fieldwork: An Inside View of Qualitative Research*, (Hg.) W. Shaffir & R. A. Stebbins, 43-52. Newbury Park, CA: Sage.

- Castells, M. (2002) Preface. *Livable Cities?*, Prichard Evans (Hg.) Berkeley: University of California Press.
- Chevalier, S. (2015) Anthropology at Home, *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences*, 2(1), 751-57.
- Davis, M. (2006) *Planet of Slums*, London: Verso.
- De Wolff, K. (2017) Plastic Naturecultures: Multispecies Ethnography and the Dangers of Separating Living from Nonliving Bodies, *Body & Society* 23(3), 23-47. DOI: 10.1177/1357034X17715074
- Douglas, K., D. Carless (2012) Membership, Golf and a Story about Anna and Me: Reflections on Research in Elite Sport, *Qualitative Methods in Psychology Bulletin, Sports and Performance* 1(13), 27–35.
- Edgerton, R. B. (1967) *The cloak of competence: stigma in the lives of the mentally retarded*, Berkeley: University of California Press.
- Ellis, C. (2007) Telling Secrets, Revealing Lives: Relational Ethics in Research with Intimate Others, *Qualitative Research* 13(1): 3–29.
- Emirbayer, M., A. Mische (1998) What is Agency?, *American Journal of Sociology* 104(3): 962-1023.
- Fine, G.A. (1993) Ten Lies of Ethnography - More Dilemmas of Field Research, *Journal of Contemporary Ethnography* 22(3), 267-94.
- Fortun, K. (2012) Ethnography in Late Industrialism, *Cultural Anthropology* 27(3), 446-64.
- Frank, A. (2005) What Is Dialogical Research and Why Should We Do It? *Qualitative Health Research* 15(7), 964–74.
- Gillespie, K. (2019) For a Politicized Multispecies Ethnography — Reflections on a Feminist Geographic Pedagogical Experiment, *Politics and Animals* 5, 17-32.
- Goffman, E. (1961) *Encounters*, Indianapolis: Bobbs Merrill.
- Goffman, E. (1974) *Frame Analysis*, New York: Harper & Row.
- Goffman, E. (1989) On Field Work, *Journal of Contemporary Ethnography* 18, 123-32.
- Greenhouse, C.J. (1985) Anthropology at Home: Whose Home?, *Human Organization* 44(3), 261-64.
- Gupta A., J. Fergusson (1997) Discipline and Practice: “The Field” as Site, Method and Location in Anthropology, *Anthropological Locations: Boundaries and Grounds of a Field Science*, (Hg.) Gupta A., J. Fergusson, Berkeley: University of California Press.
- de Haan, G. (1999) Von der Umweltbildung zur Bildung für Nachhaltigkeit, *Umwelt, Mitwelt, Lebenswelt im Sachunterricht*, (Hg.) H. Baier et al., 75-102, Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt.
- Haraway, D. (2008) *When Species Meet*, Minneapolis/ London: University of Minnesota Press.
- Harvey, P. (2012) The Topological Quality of Infrastructural Relation: An Ethnographic Approach, *Theory Culture Society*, 29, 76-92.

- Herzfeld, M. (1997) *Cultural Intimacy: Social Poetics in the Nation-State*, New York: Routledge.
- Hollstein, B. (2010) Qualitative Methoden und Mixed-Method-Designs, *Handbuch Netzwerkforschung*, (Hg.) Stegbauer, C., Häußling, R., VS Verlag für Sozialwissenschaften, 459-70.
- Ingold, T. (2011) *Being Alive: Essays on Movement, Knowledge and Description*, New York: Routledge.
- Ingold, T. (2017) Anthropology Contra Ethnography, *HAU: Journal of Ethnographic Theory* 7(1), 21-26.
- Jackson, A. (1987) *Anthropology at Home*, London: Routledge.
- Jeffres, L.W., C.C. Bracken, G. Jian, et al. (2009) The Impact of Third Places on Community Quality of Life, *Applied Research Quality Life* 4, 333-45. DOI: 10.1007/s11482-009-9084-8
- Kahlert, J. (2005) Umweltbildung, *Handbuch politische Bildung*, (Hg.) W. Sander, 430-31, Schwalbach: Wochenschau Verlag.
- Keating E., R.N. Hadder (2010) Sensory impairment, *Annual Review of Anthropology*, 39, 115–29.
- Kirksey, S., S. Helmreich (2010) The Emergence of Multispecies Ethnography. In: *Cultural Anthropology* 25(4), S. 545-76. DOI: 10.1111/j.1548-1360.2010.01069.x
- Kopnina, H. (2017) Beyond Multispecies Ethnography: Engaging with Violence and Animal Rights in Anthropology, *Critique of Anthropology* 37(3), 333-57. Gefunden in: Gillespie, K. (2019) For a Politicized Multispecies Ethnography — Reflections on a Feminist Geographic Pedagogical Experiment, *Politics and Animals* 5: 17-32
- Kunnath, G. (2013) Anthropology's Ethical Dilemmas - Reflections from the Maoist Fields of India, *CA Forum on Public Anthropology* Vol 54(6), 740-52.
- Lien, M., M. Gullestad, M. Melhuus, S. Muller (2009) Anthropologie «chez soi» et anthropologie «chez l'autre»: Une distinction à dépasser, *Ethnologie française* 39(2), 206-15.
- Levis, C., et al. (2017) Persistent effects of pre-Columbian plant domestication on Amazonian forest composition, *Science* 355, 925-31. DOI: 10.1126/science.aal0157
- Löffler, K. (2013) Streckenänderung — Aus gegebenem Anlass, *Wiener Urbanitäten — Kulturwissenschaftliche Ansichten einer Stadt*, (Hg.) Brigitta Schmidt-Lauber, Klara Löffler, Ana Rogojanu, Jens Wietschorke, 284-98, Wien.
- Matern, A. (2016) Beyond Modernity: Urbane Infrastrukturlandschaften in Transformation. *Urbane Infrastrukturlandschaften in Transformation — Städte, Orte, Räume*, 9-36, Bielefeld: transcript.
- Mayntz, Renate. 2008. Von der Steuerungstheorie zu Global Governance, *Governance in einer sich wandelnden Welt*, (Hg.) Schuppert G.F., Zürn M., VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Miller, D. (2017) Anthropology is the Discipline but the Goal is Ethnography, *HAU: Journal of Ethnographic Theory* 7(1), 27-31.
- Müller, A.-L. (2016) Infrastrukturlandschaften zwischen gestern und heute. Zur Transformation von Stadträumen durch Umnutzungen, *Urbane*

- Infrastrukturlandschaften in Transformation — Städte, Orte, Räume*, 169-88, Bielefeld: transcript.
- Nakamura, K. (2010a) *Bethel: community and schizophrenia in Northern Japan*. A film by Karen Nakamura.
 - (2010b) *A disability of the soul: an ethnography of schizophrenia and mental illness in contemporary Japan*. Ithaca, NY: Cornell University Press.
 - Oldenburg, R. (1989) *The great good place*, New York: Marlowe.
 - Oldenburg, R. (1996) Our Vanishing “Third Places“, *Planning Commissioners Journal* 25, 6-10.
 - Ortner, S. (2006) Power and Projects: Reflections on Agency, *Anthropology and Social Theory: Culture, Power, and the Acting Subject*, 129-54 New York: Duke University Press.
 - Owton, H., J. Allen-Collinson (2014) Close But Not Too Close: Friendship as Method(ology) in Ethnographic Research Encounters, *Journal of Contemporary Ethnography* Vol 43(3), 283-305.
 - Pathak, G., M. Nichter (2019) The Anthropology of Plastics: An Agenda for Local Studies of a Global Matter of Concern, *Medical Anthropology Quarterly* 33(3), 307-26.
 - Peirano, M. (1998) When Anthropology Is at Home: The Different Contexts of a Single Discipline, *Annual Review of Anthropology* 27, 105-28.
 - Price, M. (2015) The bodymind problem and the possibilities of pain. *Hypatia* 20(1), 268–84.
 - Rapp, R., F. Ginsburg (2012) Disability Worlds, *Annual Review of Anthropology* (42). DOI: 10.1146/annurev-anthro-092412-155502.
 - Rolshoven, Johanna. 2018. Straße und Gesellschaft — Kulturanalytische Überlegungen über den Stadtraum in Bewegung, *In Bewegung — Beiträge zur Dynamik von Städten, Gesellschaften und Strukturen* (Hg.) Judith Fritz & Nino Tomaschek, 13-26, Bielefeld: transcript.
 - Roth, J. (1962) Comments on „Secret Observation“, *Social Problems* 9, 283-84.
 - Ryding, S., et al. (2021) Shape-shifting: changing animal morphologies as a response to climatic warming, *Trends in Ecology & Evolution*. DOI: 10.1016/j.tree.2021.07.006
 - Said, E. (2003 [1978]) *Orientalism*, London: Penguin Books
 - Sewell, W. (1992) A Theory of Structure: Duality, Agency, and Transformation, *American Journal of Sociology* 98(1), 1-29.
 - Shah, A. (2017) Ethnography? Participant Observation, a Potentially Revolutionary Praxis, *Hau: Journal of Ethnographic Theory* 7(1), 45–59.
 - Simon, G. (2013) Relational Ethnography: Writing and Reading in Research Relationships, *Forum Qualitative Social Research* 14(1), 1-13.
 - Smart, A. (2014) Critical Perspectives on Multispecies Ethnography, *Critique of Anthropology* 34(1), 3-7. DOI: 10.1117/0308275X13510749
 - Smith, B., J. Allen-Collinson, C. Phoenix, D. Brown, A. Sparkes. (2009) Dialogue, Monologue, and Boundary Crossing within Research Encounters: A Performative

Narrative Analysis, *International Journal of Sport & Exercise Psychology* 7(3), 342–59.

- Sokolíčková, Z., E. Hincapié, J. Zhang, A. Lennert, A. Löf, R. van der Wal (2022) Waters that Matter: How Human-Environment Relations Are Changing in High-Arctic Svalbard, *Anthropological Notebooks* 28(1), 1-36.
- Starosielski, N. (2012) 'Warning: Do Not Dig': Negotiating the Visibility of Critical Infrastructures, *Journal of Visual Culture*, 11(1), 38-57.
- Thelen, T. (2003) *Privatisierung und soziale Ungleichheit in der osteuropäischen Landwirtschaft - Zwei Fallstudien aus Ungarn und Rumänien*, Frankfurt: Campus Verlag.
- Thelen, T. (2015) Ethnographische Methoden, *Handbuch Transformationsforschung*, (Hg.) R. Kollmorgen et al., 255-64, Wiesbaden: Springer.
- Tillmann-Healy, L. (2003) Friendship as Method, *Qualitative Inquiry* 9(5), 729–49.
- Tsing, A. (2013) More-than-Human Sociality — A Call for Critical Description, *Anthropology and Nature*, (Hg.) Kirsten Hastrup, 27-42, New York/ Oxon: Routledge.
- Vivanco, L. (2013) *Reconsidering the bicycle: an anthropological perspective on a new (old) thing*, New York & London: Routledge.
- Whyte, S. R., & Ingstad, B. (2007). Introduction: Disability connections. In *Disability in local and global worlds*, (Hg.) B. Ingstad & S. R. Whyte, 1-29, Berkeley: University of California Press.
- Wilson, E. (2011) Foreword, *Biophilic Cities: Integrating Nature Into Urban Design and Planning*, (Hg.) Beatley, T.: xv-xvi, Washington, DC: Island Press
- Young, John. 1990. *Post Environmentalism*. London: Belhaven Press

Graue Literatur

- Ackerhelden (2022), *Organic Urban Gardening — Quartiersprojekt in der Seestadt*
- Jugend am Werk (2023) *Allgemeine Informationen* (abrufbar unter: https://www.jaw.at/media/file/155_Folder_JugendamWerkallgemein_D_0723.pdf)
- Wien 3420 aspern Development AG (2018a) *Fortschreibung Masterplan - Stand der Planung 2017*, Stadtentwicklung Wien
- Wien 3420 aspern Development AG (2018b) *Wie geht Smart City Wien?*, Stadtentwicklung Wien
- Wien 3420 aspern Development AG (2021) *Leitbild Seeterrassen*, Wien: Donau Forum Druck GmbH

URLs:

- URL 1: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/217716/umfrage/urbanisierung-in-oesterreich/>
- URL 2: <https://www.wien.gv.at/statistik/bevoelkerung/bevoelkerungsstand/>
- URL 3: <https://www.umweltbundesamt.at/umweltthemen/boden/flaecheninanspruchnahme>
- URL 4: <https://www.ackerhelden.at/%C3%BCber-uns-2/>
- URL 5: <https://www.ackerhelden.at/projekte-angebote/dezentrale-g%C3%A4rten/>

- URL 6: <https://essbareseestadt.at/seestadt-karte/>
- URL 7: <https://seestadtgruen.at/e-lia/>
- URL 8: <https://www.erlebnisorte.de/events/tags/gartentage/>

10. Interviewübersicht

- 12.07.22 Jan Pech, Ackerhelden, Interview #1
 - Stell dich nochmal persönlich vor!
 - Wie bist du zu den Ackerhelden gekommen?
 - Wie würdest Du das Projekt beschreiben?
 - Was sind Eure Ziele, Wünsche und Vorstellungen für das Projekt?
 - Welche Besonderheiten stecken in dem Projekt?
 - Für wen ist das Projekt?
 - Welche Schwierigkeiten siehst du in dem Projekt?
 - Wie sahen die Vorbereitungen aus? Welche Hürden gab es?
 - Wer ist alles in dem Projekt involviert? Warum?
 - Welche Rolle nehmen die Ackerhelden ein? Welche du?
 - Hast du schon mal ähnliche Projekte begleitet?
 - Versucht Ihr mit anderen Urban Gardening-Projekten zusammenzuarbeiten? Wenn ja, wie? Wie funktioniert das?
 - Hast Du noch Fragen (an mich) oder liegt Dir noch etwas auf dem Herzen, das noch nicht angesprochen worden ist?
- 13.09.22 Cornelia Bredt, aspern3420
- 03.10.22 Brigitte Hein, SeestadtGrün
- 03.10.22 Petra, Seebogen
- 05.10.22 Chiara Certomà, Universität Turin
 - A little insight into my research: I am working with a small company that provides raised beds for free to some institutions, like a home for disabled children, and private persons. The only condition for them is to take care of the raised beds and let strangers snack from the produce. Additionally, the company will install an educational path for children talking about ecological issues and provide one or two workshops, I will also attend.
 - Introduce yourself!
 - How did you get into the field of urban gardening?
 - How is this field compatible with the field of digitalisation and smart cities?
 - How can they benefit from each other?
 - Where do you see the possibilities but also the restrictions of urban gardening? E.g. it is seen as a tool to self-sufficiently produce food. Could it cover a whole city's diet or should it rather be seen as an addition to other forms of agriculture?
 - Also, coordinators of the project, I am working with, rated the educational side of the project, e.g. teaching about biodiversity, higher than the aspect of producing food. What is your opinion on that?
 - In one of your texts, you say that by overcoming the urban-rural gap urban gardening poses as an act of post-environmentalism. Could you go into more detail on why do you think that is?

- In my research many projects co-exist in the same district. Do you think many decentralised, bottom-up but cooperating projects are better than one grand, top-down project, e.g. by the city?
- One act I have to think of immediately is guerilla gardening. Any opinions?
- What do you think is the city's and the people's responsibility regarding urban gardening?
- The majority of people participating in urban gardening are middle/upper class people with higher education. How could other people be involved into such projects?
- The argument of the 'goods of the commons' is often brought into the discussion about publicly accessible resources, in this case raised beds with plants. Do you think this arguments is reasonable?
- How will/does climate change affect urban gardening?

□ 20.10.22 Elisabeth Oberzaucher, Uni Wien

- Projektvorstellung: Im Rahmen meiner Masterarbeit schaue ich mir die sozialen Dynamiken eines Urban Gardening-Projekts in der Seestadt an. In diesem Interview möchte ich Ihre (externe) Expertise über Stadt und Raum erfragen, um sie dann in die Masterarbeit einzuarbeiten.
- Stellen Sie sich persönlich nochmal vor!
- In Ihrer Präsentation meinten Sie, dass urbanes Leben wieder mehr an unser Leben in der Savanne angepasst werden muss - warum und wie sähe das aus?
 - Sind Menschen überhaupt dafür gemacht in der Stadt zu leben?
 - Was hat Ästhetik damit zu tun?
 - Sehen Sie eine Verbindung zwischen Ihrem Forschungsfeld über Liebe und Anziehung und dem des urbanen Lebens?
- Fragen zu Ihrem Buch Homo urbanus:
 - Kann die Savanne überhaupt reproduziert werden? Oder birgt das Stadtleben immer „unnatürliche“ Phänomene?
 - Der Mensch hat auf seine Selektionsbedingungen durch die Kontrolle der Umwelt Einfluss genommen. Denken Sie, dass es ein Limit zu dieser Kontrolle gibt/ geben sollte oder sollte der Menschheit freie Hand gegeben werden?
 - Sie schreiben, dass soziale Interaktionen wichtig sind, Territorialität parallel dazu auch. Letzteres äußert sich heutzutage vor allem durch Privateigentum. Wie kann eine funktionierende, soziale Interaktion unserer hyperindividualistischen, kapitalistischen Gesellschaft funktionieren, auch hinsichtlich Nachbarschaftspflege, Sicherheit, Verantwortung etc. ?
 - Sie erwähnen auch Guerilla Gardening; steht das nicht in komplettem Kontrast zu Territorialität?
- Die Tragik der Allmende klingt ähnlich zu dem Problem des *goods of the commons*, dass öffentliche Ressourcen nicht richtig bewirtschaftet

werden. Wie könnte ein stärkeres Bewusstsein und eine größere Verantwortung erzeugt werden?

- Es wurde im Workshop immer wieder negativ vom Speckgürtel, aber positiv von polyzentrischer Stadtplanung geredet - was genau ist der Unterschied? Was macht Polyzentrik so besonders und (wie) kann das auf die Seestadt angewendet werden?
- Wie sieht Ihre Forschung in der Seestadt aus?
- Haben Sie Erfahrung mit Urban Gardening?
 - Was ist Ihre Meinung dazu?
 - Kann Urban Gardening als eine Form der grünen Infrastruktur einer Stadt betrachtet werden?
- Was macht die Seestadt besonders?
 - Gibt es Aspekte, die in der Seestadt besser/ schlechter laufen als in anderen Teilen Wiens?
 - Oder anderen geplanten Städten/ Stadtteilen?
- Was bedeutet für Sie der Begriff „klimagerechte Stadt“?
- Haben Sie noch Fragen (an mich) oder möchten Sie noch etwas loswerden, das noch nicht angesprochen worden ist?

□ 15.06.23 Katarina Rimanoczy

- Stell Dich gerne nochmal persönlich vor!
- Wie bist Du in die Seestadt gekommen?
- Wie kam es zur Idee der Seestadt Lounge?
- Wie war der Prozess, also Gestaltung, Umsetzung und so weiter?
- Welche Probleme hattet Ihr auf dem Weg?
- Welche Probleme habt ihr immer noch?
- Welche Probleme sind dazugekommen?
- Mit wem arbeitet Ihr in der Seestadt zusammen?
- Mit wem läuft es gut und warum?
- Mit wem eher schlecht und warum?
- Welche Tipps hast Du für ähnliche Projekte?
- Was wünschst Du dir für die Zukunft?
- Hast Du noch Fragen (an mich) oder liegt Dir noch etwas auf dem Herzen, das noch nicht angesprochen worden ist?

□ 02.08.23 Petra Zehentner

□ 30.08.23, Amalia und Sandra, Gewerbehof

□ 07.09.23 Jan Pech, Ackerhelden, Interview #2

- Wie steht Ihr zu den Ackerhelden Deutschland genau?
- Wie würdest Du das Projekt jetzt betrachten?
- Was würdest Du anders machen?
- Wie haben sich die Ziele des Projekts verändert?
- Wieso arbeitet Ihr nicht mehr mit GreenLab?
- Wie war der Austausch mit den Teilnehmenden?
- Haben sich die Teilnehmenden verändert?
- Musstet Ihr Geld von der GmbH abknüpfen für das Projekt?
- Wie war die Anfrage für das zweite Jahr? Gibt es noch eine Warteliste?

□ 11.09.23 Iris, Ackerhelden

□ Fragebogen an die Teilnehmenden

- Bei diesem Fragebogen geht es um Deine ganz persönlichen Eindrücke und Erlebnisse. Bitte fülle diesen Fragebogen also so ausführlich wie möglich aus, es gibt keine falschen Antworten! Dass ich die Antworten auch richtig zuordnen kann, brauche ich Deinen Namen und wo Dein Hochbeet steht. Die Ergebnisse werden nicht an die Ackerhelden weitergeleitet und auch in meiner Masterarbeit kann ich, sofern Du das möchtest, Deine Angaben anonymisieren; kreuze dafür unter „Anonymität“ ja an. Bei weiteren Fragen zögere nicht mich jederzeit zu kontaktieren.
- Name:
- Standort:
- Anonymität:
 - ja
 - nein
- Wie bist Du zu dem Projekt gekommen?
- Wie war für Dich die Zusammenarbeit und der Kontakt mit den Ackerhelden?
- Wie war die Arbeit mit dem Hochbeet? Welche Momente sind Dir besonders in Erinnerung geblieben?
- Haben sich fremde Leute auch an Deinem Hochbeet bedient? Wie ging es Dir damit?
- Hast du Dich mit anderen Gruppen/Teilnehmenden des Projekts ausgetauscht?
- Aus welchen Gründen hast Du Dich entschieden dieses Jahr wieder mitzumachen?
- Würdest Du nächstes Jahr wieder mitmachen?
- Was hat sich dieses Jahr zum letzten verändert, beziehungsweise was ist gleich geblieben?
- Hat sich Dein Verhältnis zu deiner Nachbarschaft und/oder Umgebung verändert? Wieso?